gest. v. A. Klauber in Augsburg.

Blüthenkränze,

gewunden

in einer

Reihe merkwürdiger und lehrreicher Erzählungen

zur

Belehrung und Besserung

für

die liebe Jugend

von

W. Mauerer.

Mit einem Titelkupfer.

Landshut,

Verlag der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung.

1832.

Vorbericht.

Diese kleinen Erzählungen sollen der Jugend zur belehrenden Unterhaltung dienen. Mögen dieselben der Absicht entsprechen, um derentwillen sie bearbeitet worden sind.

Einige dieser Erzählungen dürften zwar manchem erfahrnen Leser bekannt seyn; allein für die Jugend können sie immerhin auch hier noch Platz finden, da sie zu ihrer moralischen Belehrung dienen. Viele dieser Geschichten sind aus dem wirklichen Leben entnommen.

Wenn ich durch die Bearbeitung dieses Buches zur Bildung der Jugend etwas beigetragen habe, so fühle ich mich hinreichend für meine Mühe belohnt.

Der Verfasser.

1.

Gute Kinder sind der Ältern Trost und Freude.

(Mit 1 Kupfer.)

Vater Lilienfelds süßestes Vergnügen war es, nach beendigten Geschäften an Sommertagen mit seinen Kindern in einer Gartenlaube unter traulichen Gesprächen über Religion und Tugend zuzubringen. Wie ergötzte es den gefühlvollen Vater, die Kleinen in seinem Schooße so horchend auf seine Vaterworte zu sehen, sie zu sehen, wie seine Lehren so innigen Eindruck auf ihre unverdorbenen Herzen machten, wie auf ihrem Antlitze sich zeigte das Morgenroth edler Erziehung, innige Fröhlichkeit und die funkelnde Thräne der Liebe. O wie froh gieng er nach solch einem Tage in seine Hütte, um am Schlummer sich zu erquicken. Robert und Lieschen waren die Früchte seiner edlen Bemühung. Früh kamen sie einst in den Garten, um die Blumen zu

begießen, die der Vater ihrer Pflege anvertraut hatte. Schon hatten sie kühlenden erquickenden Regen über die Blumen verbreitet, als Robert sein kleines Schwesterchen Liese traulich bei der Hand nahm, zufrieden hinlächelte auf das Blumenbeet und sprach: Sieh, Lieschen, diese Blumen hier, wie herrlich sie prangen, wie werden sie wieder unsern lieben Vater Freude und Vergnügen gewähren! O möchten wir ihm doch auch einst so Freude machen, wie diese Blumen hier! Er gibt sich gewiß mehr Mühe, uns zu guten Menschen zu bilden, als wir uns mit allen Blumen des Gartens nur immer geben können. Sahst du ihn, Lieschen, gestern, wie er so freundlich uns in der Gartenlaube zurief: „Kinder! bald wird euer alter Vater nicht mehr seyn! Dieser Mund wird schweigen, dieses Auge wird euch nicht mehr anblicken, diese Arme nicht mehr umfangen! Dieses, für euer zeitliches und ewiges Wohl so fühlende Herz wird aufhören zu schlagen. O wenn dieses geschieht, meine Kleinen, so lasset meine Augen schließen mit dem tröstlichen Gedanken, euch zu guten Menschen gebildet zu haben; wie froh wird dann meine Seele hinüber wallen in jene seligen Gefilde, und voll Sehnsucht auf das Ende eurer irdischen Laufbahn harren; wenn ihr dann nachkommt in jene bessere Welt, und seyd gut geblieben, so will ich voll hoher Wonne vor dem Vergelter von euch Zeugniß geben: Vater! hier sind die Kinder, die du mir anvertrautest; keines von ihnen gieng verloren! —“

So sprach er noch lange, unser guter Vater, und Lieschen, was fühlten wir? —

Wir wollen in jene Laube hingehen, wo er so viel über Tugend mit uns redete, und uns auch lehrte, welch inniges Wohlgefallen der liebe Gott an dem Gebethe der Kleinen habe, dort wollen wir unsere Hände falten, und für unsern besten Vater bitten, daß er noch lange lebe, und viele Freude an uns haben möge. Lieschen und Robert giengen hin auf das Plätzchen, wo sie oft im Schooße ihres guten Vaters ruhten, knieten nieder, falteten ihre Hände, und hefteten voll Vertrauen ihre Augen den wolkenlosen Himmel hinan, und ihren Herzen entquollen die Worte:

„Sieh, Vater im Himmel, deine schwachen „Kinder; wir sind nicht im Stande, für uns selbst „zu sorgen. — Dir ist es bekannt, wie zärtlich un„ser guter Vater auf Erde für uns sorget und uns „liebet. Ach! wie unglücklich wären wir, wenn er „uns durch den Tod entrissen würde. O erhalte „ihn uns noch lange diesen guten Vater. Und „wenn du ihn dann einst auf ewig einschlafen läs„sest, so lohne ihm im Himmel dort oben, was „er uns Kindern auf Erde Gutes gethan hat.“ —

Indeß die Kleinen so dem Unendlichen ihre Gefühle herablallten, war Vater Lilienfeld in den Garten und zu dem Blumenbeete seiner Kinder gekommen; herzlich ergötzte er sich an ihrem Gebethe, das sie für ihn zu Gott erhoben. Die Kinder wollten sich schon von ihrem Plätzchen erheben,

als der Vater mit ausgebreiteten Armen in die Laube trat, seine guten Kinder umfieng, und mit zum Himmel gewandten Augen sprach: „Allvater! „wie reichlich hast du mir die Mühe der Erziehung „gelohnet! Ich danke dir! — Erhalte mir aber „auch diese Kleinen hier in der Güte und Unschuld „des Herzens ihr lebelang. Und wie froh will ich „nun zu meinen Vätern in die Grube wallen, laß „ich doch Tugend in meiner ländlichen Hütte zu„rück.“—

2.

Der arme Bauernjunge Anton Amerl.

In dem sogenannten Bayer'schen Kriege, der am Anfange des verfloßnen Jahrhunderts das ganze Land verheerte, und den Churfürsten Max Emanuel nöthigte, ganz Bayern unter österreich'sche Administration setzen zu lassen, wurden ganze Dorfschaften von den feindlichen Soldaten geplündert und abgebrannt. Das Vaterland war in der größten Gefahr, dem Drucke feindlicher Beamten zu unterliegen. Ein allgemeines Aufgeboth suchte demselben Schranken zu setzen, und alles, was Waffen tragen konnte, mußte Kriegsdienste zum Schutze des Vaterlandes nehmen. —

Ein Landmann, Namens Amerl, der in einer schönen Gegend des Oberlandes durch feindliche Verheerungen all sein Vermögen, selbst sein Haus

eingebüßt hatte, nahm Dienste unter der Fahne der aufgebrachten Landleute, welche sich unter Sebastian Plingansers Anführung sammelten. In der Christnacht 1705 unterlag eine große Anzahl der Landesvertheidiger durch schändlichen Verrath der feindlichen Uebermacht. Sie fielen zu Tausenden als Helden im Kampfe für das Vaterland. Unter diesen war auch unser gute Amerl, der seinen einzigen Sohn Anton als vater- und heimathslosen Waisen zurückließ. Hülflos irrte nun der arme Knabe im Lande umher. — Nirgends fand er Hülfe, nirgends Obdach.

Vom innigsten Mitleiden über des Knaben Elend gerührt, nahm ihn ein Offizier der Cavallerie als Roßbuben mit sich zu Felde.

Anton war ein gutmüthiger und braver Bursche, aber er hatte von seinen Aeltern, die in sehr dürftigen Umständen lebten, und durch den Krieg alles verloren hatten, eben keine gute Erziehung erhalten. Nie war er zur Schule angehalten, und konnte daher weder lesen noch schreiben; er folgte also willig seinem Herrn zur Armee, und diente ihm treulich. Dieß gefiel seinem Herrn sehr, und er hielt ihn deßhalb in Ehren, und steckte ihm manchen guten Bissen zu.

Nun war damals das Fouragiren bei Lebensstrafe verbothen, und doch zwang ihn sein Herr einmal mit Gewalt dazu, weil es den Pferden am Futter mangelte.

Da wurde der arme Anton plötzlich von den

Häschern ertappt, und ohne weitere Umstände zu einem Baume geführt, an dem sie ihn aufhängen wollten. In dem Augenblicke entdeckten sie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun diese nicht entgehen möchten, und das Aufknüpfen an allen zugleich und in füglicher Ordnung verrichtet werde, so übergaben sie den unglücklichen Anton einer Vorwache, die ihn wohl verwahren sollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären. Nun war aber der wachthabende Offizier ein Freund seines Herrn, und als ihn Anton bath, ihm zur Flucht verhülflich zu seyn, so gab derselbe der Wache einen Wink, um den armen Jungen zu retten, welche ihn auch sogleich laufen ließ.

Der gute Junge konnte nun nicht mehr in dem Dienste seines bisherigen Herrn bleiben, und gieng daher in ein anderes entferntes Lager und nahm Dienste daselbst.

Er wurde, weil er mit Pferden gut umzugehen wußte, als Husar angenommen. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beiwohnte, bewahrte ihn die gütige Vorsehung so sorgfältig, daß er immer ohne allen Schaden davon kam. — Einst, als er gefangen wurde, kroch er bei finsterer Nacht auf dem Bauche durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu seinem Regimente. — Hier trug es sich nun zu, daß ein Detachement Husaren beordert wurde, Kriegsgefangene zu transportiren. Amerl war mit unter dieser Begleitung. Auf dem Wege wurde er unter den

Gefangenen einen schönen jungen Mann von edlem Anstande und Aussehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß. Sein Herz wurde erweicht; er nahte sich ihm und fragte mitleidig: „Was fehlt Ihnen, mein Freund? — Fürchten Sie nichts in Ihrer Gefangenschaft, denn Sie werden bald ausgelöset!“

„Ach,“ erwiederte der Gefangene, „das ist die eigentliche Ursache meiner Thränen nicht; aber — indem er einen Fuß aufhob — sieht Er hier, welche schlechte Schuhe und Strümpfe ich habe!“ — Sie waren ganz zerrissen, und dieser Zug geschah nur in den kalten und regnigten Novembertagen; dann fügte er noch hinzu: er sey aus gutem Hause, und eines solchen Jammers nicht gewohnt. —

„O wenn es nur das ist,“ versetzte Amerl, „so haben Sie nur Geduld, bis wir dort in das Städtchen kommen, da soll Ihnen geholfen werden.“ —

Bald kamen sie in dem Städtchen an, und da sie vor dem Thore Halt machten, um daselbst zu speisen, so bath unser Husar seinen Offizier um die Erlaubniß in die Stadt zu reiten, weil er etwas kaufen müßte. Er erhielt sie und ritt im vollen Galoppe hinein, kaufte ein Paar neue Strümpfe und Schuhe, ließ seine Flasche mit Wein füllen und nahm noch einige Brode mit sich. Wie ein Blitz war er wieder da, und rief dem Gefangenen freundlich zu: „Hier, mein unglücklicher Freund! haben Sie neue Strümpfe und Schuhe; weg mit den alten Lum-

pen; und da — indem er ihm die Flasche und das Brod reichte, — da stärken Sie auch ihr Herz, und seyn Sie gutes Muthes! Der Herr wird ferner für uns sorgen.“ —

Bestürzt und innig gerührt erhob der vornehme Gefangene die Hände gen Himmel, und rief mit dankerfüllter Seele: „Ach mein Gott! wenn ich Euch, guter Freund, nur diese Wohlthat noch in diesem Leben vergelten könnte, so wollte ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen!“

Bald kamen die Gefangenen an Ort und Stelle, und wurden gegen andere Gefangene ausgewechselt; Amerl aber ritt mit seinen Kameraden wieder nach N. zu seinem Regimente zurück, und machte seine Dienste treulich fort.

Einst wurde er mit einem Detachement abgeschickt, ein feindliches Piquet aufzuheben, allein sie waren unerwartet übermannt, und ehe er sichs versah, gerieth er selbst in Kriegsgefangenschaft. — Es gelang ihm aber, derselben durch List zu entkommen, und er hielt sich einige Tage zu Frankfurt am Main auf, wo er damals sicher war.

Nun hatte er oft von Ostindien gehört, und daß man da wohl sein Glück machen könne. Er beschloß daher, dorthin zu reisen, und ganz von diesem Gedanken erfüllt, sah er im Traume schon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Ostindien tragen sollte. Des andern Morgens stand er frühe auf, und fragte nach dem Wege nach Ostindien. — Man lachte über seine Frage und belehrte ihn,

daß er den Main und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amsterdam reisen müßte, wo er Gelegenheit finden würde, über das ungeheure Weltmeer zu segeln, und so sein Vorhaben auszuführen. Sofort machte er sich auf den Weg, und langte in Amsterdam glücklich an. —

Ganz fremd, und des Landes und der Sitten unkundig, kehrte er im nächsten besten gut aussehenden Gasthause ein, setzte sich ermüdet hin, und foderte Brod und einen Schoppen Wein. Indem er so dasaß, und über seinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger, schöner und ansehnlicher Mann, in einen feinen persianischen Talar und seidenen Bund gekleidet, in das Zimmer. Im Auf- und Abgehen fieng dieser fremde Herr an, unsern Amerl scharf in's Gesicht zu sehen, und ihn genau zu beobachten. Fast wurde dem Fremdling etwas bange, denn die schrecklichen Seelenverkäufer, die sich in den Seestädten gerne aufhielten, kamen ihm zu Sinne.

Als endlich der Vornehme ihn so anredete: „Mein Freund! wollt ihr mir nicht den Gefallen thun, und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag speisen?“ da überfiel den armen Amerl ein eiskalter Schauer, und er schlug es dankend ab. Der ansehnliche Gast aber merkte, was er fürchtete, und sagte daher freundlich zu ihm: „Ihr habt nichts zu fürchten; ich habe nichts Böses, sondern etwas ganz anderes im Sinne, als ihr wähnet; kommt nur getrost mit mir. Amerl folgte. Aber

wie ward ihm zu Muthe, als der fremde Herr nun unter vier Augen ihn fragte: „Mein Freund! wart ihr nicht früher bei einem deutschen Husaren-Regimente?“ — Schüchtern beantwortete er die Frage mit: Ja, mein Herr! —

„Habt ihr nicht einmal holländische Gefangene begleitet?“ — Ja, mein Herr. —

Fr. Habt ihr nicht einem Gefangenen Strümpfe und Schuhe gekauft, und ihn in seinem Elende erquickt?

Am. Ja wohl, mein Herr! ich kann mich dessen erinnern.

Nun fiel der ansehnliche Fremde dem staunenden Amerl um den Hals, und sagte: „Dieser Gefangene war ich, mein Freund! — Womit kann ich euch eure Liebe vergelten? Sagt, womit kann ich euch dienen? wie euch helfen? Was nur in meinem Vermögen ist, das steht zu euern Diensten.“

Amerl stand wie versteinert da. Endlich erwiederte er: „Ach lieber Herr! Was ich Ihnen that, war nur eine kleine Gefälligkeit, und nichts weiter als Menschenpflicht. — Ich habe keinen größern Wunsch, als nach Indien zu reisen, denn ich habe in meinem Vaterlande alles verloren. Wenn ich nur nicht brauchte Matrose oder Sklave zu werden.“

O wie schön! rief der fremde Herr aus, ich bin Commandeur eines ostindischen Schiffes, und reise in vierzehn Tagen dahin ab. — Weilet nur

noch so lange hier, ich will aufs Beste für euch sorgen. —

Nunmehr war der Grund zu Amerls Glück gelegt.

Der Commandeur brachte ihn nach einer glücklichen Fahrt nach Ostindien, beförderte ihn bald möglichst zum Aufseher einer Colonie, und gab ihm vor seiner Rückreise nach Europa alle mögliche Anweisung, wie er sich dort gut und ehrlich fortbringen, und ein schönes Vermögen erwerben könnte. —

Nun hatte er noch in spätern Jahren nachgelernt, was er in frühern versäumte. Er lernte noch lesen, schreiben und rechnen, und widmete sich noch besonders der Juwelierkunst. Er blieb dreizehn Jahre in Indien, und erwarb sich während dieser Zeit ein ansehnliches Vermögen.

Daß Amerl immer ein gutherziger, braver und rechtschaffener Mensch war, erkennt man aus seiner bisherigen Lebensweise, aber das wahre Christenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit, kannte er noch gar wenig. Wo hätte er auch Gelegenheit gehabt, solches kennen zu lernen, da er vom Hause aus keine Bildung und in der Schule keinen Unterricht genossen hatte? Er fühlte also das Bedürfniß dieses wohlthätigen Unterrichts. Nun war er zwar an irdischen Gütern gesegnet, er wollte aber auch für seine unsterbliche Seele sorgen, und beschäftigte sich mit gottseligen Gedanken. Der berühmte und from-

me Missionär Schwarz, welcher damals aus Teutschland nach Indien reisete, und gleichsam der Apostel der Malabaren wurde, die er zum Christenthume bekehrte, flößte auch dem gutherzigen Amerl fromme Gesinnungen und Achtung gegen Religion ein.

Von nun an wurde er ganz anders gesinnt, so, daß ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Christen zur Schande der Religion Jesu allen Lastern ergeben, und den noch tugendhaftern Unglaubigen selbst anstößig sind, unausstehlich wurde. Er machte also all sein Vermögen zu Geld, und reisete nun wieder nach Europa und nach Teutschland zurück. —

Als er der Grenze seines Vaterlandes sich näherte, küßte er vor Freude den Boden, den er so viele Jahre nicht mehr betreten hatte, und dankte Gott, daß er ihn glücklich erhalten, und mit Schätzen gesegnet hatte, um in seiner Heimath damit Gutes zu stiften.

Er kam glücklich zu den Seinigen zurück, wurde kaum mehr gekannt, so sehr hatte ihn die lange Abwesenheit entstellt. Auch wurde er von allen Verwandten längst für todt gehalten. Er ließ sich hierauf in seiner Heimath nieder, und durchlebte als Privatmann in stiller Wohlthätigkeit seine noch übrigen Tage in Ruhe.

Mit seinem ehrlich erworbenen Vermögen stiftete Amerl in seinem Vaterlande noch viel Gutes, stand den Armen und Nothleidenden bei, und er-

warb sich sohin schon in diesem Leben die Achtung aller rechtschaffenen, gutgesinnten Menschen.

3.

Der edle Sohn.

Bernhard war ein armer Wasserträger zu Paris. Mit Kindern beladen, verdiente er kaum so viel, daß er sie ernähren konnte, und hatte oft mit der Noth zu kämpfen. Obwohl arm, liebte er seine Kinder zärtlich, und wenn er des Abends ermüdet von des Tages Last und Arbeit in seine Hütte zurückkam, fühlte er sich glücklicher als ein König in dem Zirkel seiner Kinder.

Heinrich, sein ältester Sohn, war ein hoffnungsvoller Knabe. Auf einmal verschwand er, und man konnte nicht erfahren, was aus ihm geworden war. Bernhard war untröstlich darüber, und nach 20 Jahren noch, wenn er an seinen verlornen Sohn dachte, oder daß man von ihm sprach, strömten seine Augen von Thränen. Seine übrigen Kinder waren indeß groß geworden, und mußten ihren Unterhalt in fremden Diensten suchen, und auch seine Frau, mit welcher er manchmal noch von Heinrich sprechen konnte, starb. Der alte, gebrechliche, trostlose Vater blieb allein, hatte in diesen Jahren oft die Wohnung verändert, und konnte kaum noch seinen Unterhalt verdienen.

Einst stand er an der Ecke einer Strasse an ei-

nem Brunnen, um seinen Eimer zu füllen. Mehrere Kutschen waren sich so entgegen gekommen, daß sie sich hinderten und anhalten mußten. Plötzlich stürzte aus einer derselben, der prächtigsten unter allen, ein reich gekleideter Mann, und lief auf Bernharden zu, mit dem Ausrufe: „Mein Vater!" Erschrocken wich Bernhard zurück, zog seinen Hut, und machte Bücklinge über Bücklinge vor dem Herrn; allein dieser zog ihn bald aus dem Irrthum: „Kennt ihr denn euern Heinrich nicht mehr? Vater!" rief er. — „Ich bin es. — Vor einigen Tagen kam ich aus fernen Landen hier an und suchte euch sehnsuchtsvoll, ohne euch finden zu können. Dank sey dem Himmel, der mich euch endlich finden ließ! Bei diesen Worten umarmte er Bernharden, und der Vater lag vor Entzücken bewußtlos in des Sohnes Armen.

Nachdem er sich erholt hatte, hob Heinrich den Vater unter dem Freudengeschrei einer großen Menge Volkes, welches sich gesammelt hatte, in den Wagen, und brachte ihn in seine Wohnung. Hier erzählte er seine Schicksale. Er hatte den Vater verlassen, weil er ihm nicht zur Last fallen wollte, und keine Lust zu seinem Gewerbe hatte. Er trat in die Dienste eines reichen Engländers, folgte ihm in sein Vaterland, und von da nach Amerika. Für treue Dienste setzte ihn der Herr bei seinem Tode zum Erben seines ganzen Vermögens ein, und Heinrich eilte ins Vaterland zurück, um Eltern und Geschwister an seinem Wohlstande Theil nehmen zu lassen.

Tausende von den Einwohnern der Stadt eilten herbei, und wollten den glücklichen Vater und den edlen Sohn sehen. Wo Heinrich sich nur zeigte, wurde er mit Jubel empfangen. Er kaufte ein Landgut, nahm Vater und Geschwister zu sich, und lebte viele Jahre noch das glücklichste Leben.

So können dankbare Kinder oft noch im Alter die Stütze ihrer Eltern werden.

Ein eben so schönes Beispiel von kindlicher Dankbarkeit trug sich bei einer fürchterlichen Erderschütterung in der Stadt Catania in Sicilien zu. Der feuerspeiende Berg Aetna richtete bei einem Ausbruch schrecklichen Schaden an. Die Einwohner derselben Gegend flohen bestürzt mit allem, was ihnen lieb und theuer war auf das freie Feld, um dem Einsturz der Häuser und der daherströmenden Lava zu entkommen.

Zwei Söhne eines alten Bürgers erblickten, als sie eben mit Einpacken ihrer Habseligkeiten beschäftiget waren, ihren abgelebten Vater nebst ihrer alten Mutter, welche entkräftet von Alter und Schwäche, so wie auch vom Schrecken ohnmächtig auf der Erde lagen.

Sogleich ließen die guten Jünglinge ihre Schätze liegen, nahmen ihre Aeltern auf die Schultern, und eilten mit dieser kostbaren Beute beladen durch die Stadt.

Sie entkamen auch glücklich und befolgten genau den schönen Befehl Gottes:

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und es dir wohl gehe auf Erde.“

Gib Aeltern, was du kannst,
Und gerne bis ans Grab:
Du schenkest nicht, du trägst
Nur deine Schulden ab.

Wer seine Aeltern dankbar liebt,
Und sie durch Kummer nie betrübt,
Dem geht es wohl auf dieser Erden,
Er wird einst dort belohnet werden.

4.

Ehrlich währt am längsten.

Es war ein kalter Novembertag, als ein ansehnlicher Graf früh morgens auf die Jagd ritt. Tief im Walde hörte er das Geschrei eines Kindes. Er eilte hinzu, und fand einen Knaben, ohngefähr zehn Jahre alt, der erbärmlich weinte.

Gerührt von den Thränen des Kindes fragte der gutherzige Graf um die Ursache seines Schreiens. —

„Ach,“ sagte der Knabe, „mein Vater hat mich „so hart gezüchtiget, weil ich einen silbernen Löffel „gefunden habe.“ —

„Hast du vielleicht das Gefundene für dich be„halten, und nicht zurückgestellt?“ fragte der Graf. —

„Ach, deßwegen bekam ich eben Schläge, er„wiederte der treuherzige Knabe schluchzend, weil „ich den Löffel zurückstellte."

„Wo hast du ihn denn gefunden?" fragte der Graf weiter.

„Ich habe ihn, entgegnete der Knabe, vor „dem Pfarrhause im nächsten Dorfe gefunden, da „brachte ich ihn dem Herrn Pfarrer, der lobte mich „wegen meiner Ehrlichkeit, und schenkte mir einen „Zwölfer, diesen brachte ich dem Vater, und nun „schlägt er mich so. — Er sagte, ich hätte den „Löffel behalten, und ihm bringen sollen, er hätte „mehr Geld daraus lösen können."

Dem Grafen war diese Aussage sehr auffallend, und er forschte weiter an dem Knaben. „Wer ist „denn dein Vater?" rief er ihm ferner zu.

Mein Ziehvater ist der alte Besenbinder Johann, mein rechter Vater aber war Soldat, und ist im letzten Kriege erschossen worden, erwiederte der Knabe.

Armer Knabe, dachte der Graf, du dauerst mich; ich kenne deinen Ziehvater schon, der dich mehr zum Bettel, als zum Erwerbe gebraucht.

Indeß kam auch der Besenbinder aus dem Dickicht hervor, der mit Zähneknirschen des Knaben Aussage mit angehört hatte, und r[illegible] „Herr „Graf, glauben Sie dem Burschen nichts, er ist „ein Erzschelm. Er that gerade das Gegentheil, „deßhalb strafte ich ihn auch." —

Der Graf aber wollte der Sache auf den

Grund kommen, und hieß den Knaben mit ihm gehen, der ihm unterwegs die Wahrheit seiner Aussage mit Thränen im Auge bestätigte. —

Sie kamen zum Herrn Pfarrer, der die Aussage gleichfalls als Wahrheit anerkannte.

Mittlerweile hatte sich der alte, diebslustige Pflegevater, der des Grafen Unwillen erregte, aus dem Staube gemacht, und sich in dessen Gebiete nicht mehr sehen lassen.

Des Knaben Unschuld ward also beglaubigt.

Der menschenfreundliche Graf, den dieser Zug von Ehrlichkeit sehr rührte, und den überhaupt die Bescheidenheit und der Verstand, womit der Knabe jede an ihn gerichtete Frage beantwortete, sehr erfreute, verhieß von diesem Augenblicke an demselben seinen Beistand. — Er gab ihn bei einem geschickten Schullehrer in die Kost und Lehre, und zahlte das Kost- und Lehrgeld. Auch empfahl er ihn der besondern Leitung des rechtschaffenen Herrn Pfarrers; der sich seine weitere Ausbildung herzlich angelegen seyn ließ. Treumann, so hieß der Knabe, gab bald erfreuliche Proben von seinen guten Fortschritten in der Schule sowohl, als auch in dem, was ausser derselben ihn beliebt machen konnte. Er erwarb sich Jedermanns Gunst, besonders die seines gräflichen Wohlthäters, der ihn nach überstandener Probezeit sogar in sein Schloß nahm, und seinem Sohne, dem jungen, ihm an Alter ähnlichen Erbgrafen, zur Aufregung eines edlen Wetteifers zwi-

schen ihnen beiden, als Mitgenoß des Unterrichts seines Hofmeisters beigesellte.

Die fortwährende gute Aufführung und der Fleiß des Jungen, verbunden mit einer unbegränzten Lernbegierde, seine Gewandtheit in allen Geschäften, die ihm aufgetragen wurden, waren nun die Eigenschaften geworden, mit welchen er sein Glück machte. Zuerst wurde er Aufwärter, und hernach Gesellschafter des jungen Grafen. Er begleitete ihn auf Reisen, und lernte dabei selbst viel Welt- und Menschenkenntniß. —

Nachdem Treumann auf diese Weise die weite Welt gesehen, und den Kreis seines Wissens auf seinen Reisen noch ungemein erweitert hatte, auch dem jungen Grafen bei verschiedener Gelegenheit sehr dienlich war, so wurde er nach seiner Rückkehr von dem alten Grafen, dessen Zutrauen er unausgesetzt genossen, zum Aufseher aller seiner Grundbesitzungen ernannt.

Treumann verwaltete sein Amt mit aller Sorgfalt und Treue, und wirthschaftete so gut, daß er durch seine Verbesserungen den Ertrag beinahe auf das Doppelte brachte.. Damit war der Herr Graf so sehr zufrieden, daß er ihn reichlich belohnte, und zu einer ansehnlichen Ehrenstelle erhob. — In dieser Eigenschaft heurathete Treumann die Tochter des biedern Schullehrers, dem er seine frühere Bildung verdankte. —

Diese seine Braut war von der Gemeinde, obwohl ihr Vater beinahe ein halbes Jahrhundert

wohlthätig für selbe wirkte, nach dessen Tode gänzlich verstoßen, und kam als armes Waisenkind, weil sie unvermögend war, in das Schloß zur Herrschaft. — Treumann lernte ihre Herzensgüte kennen, und so machten beide, nicht durch Reichthum, sondern durch Unschuld, Fleiß und Treue ihr Glück.

Nach dem Tode des alten Grafen wünschte der dankbare junge Graf nichts so sehr, als den ehrlichen Treumann und seine Familie nach Verdienst belohnen zu können, und er behielt ihn auch als seinen Oekonomie-Verwalter bei sich. —

Eines Tages, als Treumann eben in Geschäften eine kleine Reise machte, erblickte er auf der Strasse einen von Kummer, Gram und Elend abgehärmten Greisen, der auf einem Stabe gestützt in einem erbärmlichen Anzuge mühsam sich daherschleppte, und der ihn um eine milde Gabe bath. —

Wer seyd ihr? fragte Treumann mit freundlicher Stimme den Alten.

Ach, sagte der Bettler, ich bin der alte Besenbinder, der vor zwanzig Jahren in dieser Gegend haußte, und nun müde des Vagantenlebens meine Tage in dieser Heimath zu beschließen suche.

Treumann hatte Mühe, in dieser erbärmlichen Gestalt seinen alten Pflegevater, der ihn vor zwanzig Jahren im Walde mißhandelt hatte, zu erkennen; noch mehr Mühe kostete es ihn aber, denselben zu überzeugen, daß er sein Pflegesohn sey. —

Treumann war großmüthig genug, diesen seinen Pflegevater liebreich zu empfangen, und machte

ihm keine andern Vorwürfe, als daß er ihn nicht früher aufgesucht habe. — Er führte ihn nach Hause, ließ ihn kleiden und erquicken, und versorgte ihn auf immer. —

Voll Erstaunen rief dann oft der gerührte alte Vater aus: Wie ist es möglich, daß man von solcher Armuth, zu so einer Versorgung kommen kann? —

Meine Treue und Ehrlichkeit, versetzte der edle, dankbare Sohn, so wie auch mein Fleiß und der göttliche Segen entrissen mich dem Elende, und halfen mir zu meinem gegenwärtigen Wohlstande. Da mögen meine Kinder an meinem Beispiele lernen, daß Treue und Fleiß nie darben läßt. —

Als der Graf dieses hörte, war er von dem abermaligen Zug eines guten Herzens seines braven Verwalters ergriffen, und bewilligte freudig das Gesuch, den Vater bei sich behalten zu dürfen.

Vereint lebte nun diese Familie in Friede und Freude, bis der Tod sie trennte. —

5.

Verbrechen aus Noth.

In einer Stadt, welche ich durchreisete, sah ich eine Menge Menschen auf dem Platze und in den Gassen versammelt. Alles drängte aus den Werkstätten, die Buden wurden geschlossen, und mit dringender Ungeduld harrte der gaffende Haufe.

Ich fragte, was es da gäbe; und man sagte mir, daß so eben ein Todesurtheil an einem Verbrecher vollzogen werde, der durch das Schwerdt hingerichtet werden sollte.

Der harrende Pöbel konnte kaum den Augenblick erwarten, den Unglücklichen bluten zu sehen.

Endlich erschien er, gebunden und geführt von Henkersknechten. — Er wurde zum Rathhaus gebracht, jedes Auge war auf seine Stirne gerichtet. —

Sein blasses Angesicht, seine tiefen, rothgeweinten Augen, sein schwarzer langer Bart verkünden dem vorurtheilvollen Pöbel allerlei Verbrechen, den er nicht schuldig ist. Man sieht es ihm schon an, spricht man, daß dieser Mensch ein Räuber ist. Und so muß die Verwüstung menschlicher Züge, woran oft nur die lange Gefangenschaft schuld ist, der falsche Zeuge seines Verbrechens seyn. — Wie kann doch der Mensch so gerne seinen Mitmenschen verurtheilen, sich über das Unglück anderer gefallnen Brüder erfreuen! —

Die wahre Geschichte des Unglücklichen war folgende: —

Der Uebelthäter, der eben zum Tode ausgeführt wurde, hieß Martin. Er war von sehr armen, aber ehrlichen Aeltern geboren, die ihn mit Mühe und Sorgfalt erzogen, und ihn, so viel sie konnten, in allem nöthigen unterrichten ließen. Als Knabe mußte er in dem Dorfe seiner Aeltern die Gänse hüten. Im Winter erbettelte er sein Brod vor den Häusern gutherziger Menschen.

Als seine Aeltern starben, die ihm zu seinem ganzen Erbtheil ein paar Gulden hinterließen, mußte er sich sehr hart mit der Bauern=Arbeit ernähren.

Er diente auch bei verschiedenen Bauernhöfen als Knecht, und war als ein fleißiger Arbeiter überall beliebt.

In seinem 24sten Jahre verheirathete er sich, und die Gemeinde stellte ihn als Viehhirten von selbem Orte auf. Nun war niemand glücklicher als Martin.

Im Sommer hütete er das Vieh auf der Weide, und im Winter brachte er sich mit Besenbinden fort, welche er in die Stadt zum Verkaufe trug. — Er verzehrte sein schwarzes Stück Brod mit Zufriedenheit, verlangte nichts besseres, und war in seiner kleinen, vom Dorfe entfernten Hütte stets vergnügt.

Mehrere Jahre hausete er glücklich mit seiner Ehehälfte, als plötzlich im Lande eine große Hungersnoth einbrach, und der arme Martin mußte sich und sein Weib und Kinder in dieser traurigen Zeit oft mit gekochten Brennnesseln nähren, um den Hunger zu stillen.

Bei allen dem war er aber doch noch redlich und ehrlich geblieben. Die Noth zwang ihn endlich Schulden zu machen, welche in 15 Gulden bestanden.

Bei seinem geringen Einkommen konnte er nicht so viel verdienen, seine Familie ordentlich zu

ernähren, und zugleich die Schulden zu bezahlen. Er sah seine heranwachsenden Kinder um sich, und konnte nicht genug Brod für sie schaffen.

Traurig warf er sich dann oft auf sein hartes Lager, und kränkende Gedanken marterten seine Seele.

Indeß kam auch die Zeit heran, daß er seine Schulden bezahlen sollte. Vergebens bath er um Nachsicht, und stellte dem Gläubiger seine traurige Lage vor; allein seine Thränen rührten den harten Mann nicht, und es war beschlossen, daß, wenn er binnen 3 Tagen nicht bezahlen würde, man ihn in das Gefängniß abführen werde.

In solch kummervoller Lage, und mit der traurigsten Gemüthsverfassung legte er sich eines Abends zur Ruhe, als man noch spät an der Thüre pochte.

Sein Weib ergriff ein Spanlicht, öffnete die Thüre, und erblickte einen wohlgekleideten Mann, der sie um Vergebung bath, daß er sie so spät noch störe. Ich mache, sagte er, eine Fußreise in die nächste Stadt, und habe den Weg verfehlt. — Wollt ihr wohl so gut seyn und mich eine Stunde weit begleiten? Dann will ich den Weg wohl allein finden; ich will euch redlich dafür belohnen.

Flugs sprang Martin von seinem Lager auf, ließ den Mann herein kommen und sich ein wenig wärmen, und versprach ihn zu begleiten; — denn die Nacht war finster. Regen und Wind stürmten heftig.

Verdient wohl dieses Mitleid unsern Tadel? —

Ist die heilige Gastfreundschaft, die aus den Städten verbannt ist, keine Tugend mehr? und ist es denn ein Verbrechen, wenn sie — sich nur noch in schlechten Hütten versteckt hält? —

Er nahm also den Fremden in seine Wohnung, weil er von dem heftigen Regen ganz durchnäßt war, und erlaubte ihm, sich beim Ofen zu trocknen. Er fragte ihn, woher er wäre.

Sie fiengen von verschiedenem an zu reden, und durch wechselseitige Erzählung verfloß eine Strecke der Nacht.

In der fernen Dorfkirche schlug die Glocke 11 Uhr. Der Regen ward minder, und der Mond ließ sich wieder am Himmel sehen. —

Nun, rief der Fremde, nun ist es Zeit, daß wir aufbrechen.

Martin nahm seine geflickte Jacke, zog sie eilends an, nahm Abschied von seinem Weibe, und schritt hurtig und freundlich vor dem Fremden her.

Unterwegs sprachen die Beiden noch von allerlei Sachen, besonders erzählte Martin seine traurige Lage.

Armer Mann, rief der Fremde, ich kenne deine Umstände. Du dauerst mich! Komm nur mit mir, du kannst dich der Dürftigkeit entreissen. — Ich war auch einst arm, aber nunmehr bin ich wohlhabend. —

Bedenklich sah Martin den Fremden an, als ob er ihm verdächtig schiene; — doch getraute er sich nicht, ihn weiter zu fragen. —

Als sie eine Stunde weit und mitten in den Wald gekommen waren, stand der Unbekannte auf einmal stille, zog ein Pfeifchen aus der Tasche, und pfiff so durchdringlich, daß dem armen Martin ein kalter Schauer durch alle Glieder fuhr.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er hastig. — „Du sollst gleich sehen,“ erwiederte der Fremde, und in dem Augenblicke stürzten auch schon 6 bewaffnete Männer aus dem Gesträuche hervor, und besprachen sich heimlich mit dem Fremden, der ihr Anführer zum Raube war. — Dieser stellte ihnen hierauf den armen Hirten als einen neu angeworbenen Kameraden vor, der zwar noch etwas furchtsam sey. —

Der unglückliche, getäuschte Mann, der sich nun unter Räubern sah, fiel auf seine Knie, flehte um Erbarmen und um Loslassung; aber der Räuberhauptmann setzte ihm die Pistole auf die Brust, und sagte mit Zähneknirschen: „Entweder geh mit, oder stirb!“ —

Hierauf faßten ihn zwei Räuber zwischen sich und schleppten ihn mit fort.

Nach Mitternacht langten sie bei einer Mühle an. Es wurde eingebrochen, und Martin mußte dabei Schildwache stehen.

Die Räuber machten Beute, und theilten nach vollbrachter That den Raub. Martins Antheil belief sich auf 15 fl. und etliche Kleidungsstücke. —

Mit gekränktem Herzen kehrte er mit diesem Antheil in seine Hütte zurück, fand trostlos seine

Gattin, die ihm Vorwürfe wegen der vollbrachten That machte. —

„Ich wollte dich und meine Kinder,“ rief Martin, dem äußersten Elende entreissen. — „Sieh! hier ist gerade so viel, um unsere Schulden bezahlen zu können; denn mehr wollte ich nicht annehmen. — Ich will dieses Geld nur geborgt haben. — Sollte ich dereinst wieder zu Geld kommen, so will ich es den Leuten wieder ersetzen, denen es die Räuber abnahmen.“ —

Martin blieb noch einige Monate in seiner Hütte, und bezahlte seine Schulden, als er plötzlich in Verhaft geführt wurde, seine That bekannte, und als Theilnehmer des Raubes zum Tode verurtheilt wurde. —

Dieß ist die Geschichte eines Unglücklichen, den man durch des Henkers Hand unter dem Zulaufe einer Menge Menschen gottergeben auf dem Blutgerüste sterben sah. —

6.

Das Gespenst.

Ganz freudig, doch ohne alle Begleitung, reisete ich in der Vakanz von Benediktbeuern, wo ich meine frühere Jugend mit Studieren zubrachte, in meine Heimath zurück.

Als ich zu Scheftlarn über die Brücke gieng, um über den sogenannten Grünen-Wald in mein

Geburtsort zu kommen, zog sich von Abend her ein fürchterliches Gewitter zusammen. Heulend saußte der Wind durch das knisternde und knackende Gehölze, Blitze durchkreuzten die düstern Wolken, Schlag auf Schlag brüllte der Donner im mehrfachen Echo durch den finstern Wald. Vergebens verdoppelte ich meine Schritte, um aus der fürchterlichen einsamen Gegend noch vor einbrechender Nacht zu kommen. Der Regen fiel in Strömen herab, und machte die ohnehin wenig betretene Bahn noch unwegsamer. — Ich befand mich noch mitten im Walde, als nächtliche Finsterniß eintrat, und ich mich vom rechten Wege verirrte.

Nicht eine Spur menschlicher Hülfe konnte ich in dieser schauerlichen Lage erwarten. Ich wand mich durch das Dickicht des Waldes, sprengte manchmal ein Wild auf, an dem ich mehr erschrack, als selbes vor mir floh, und verirrte mich immer mehr. Durchnäßt und zitternd vor Frost sank ich endlich ermüdet unter eine Eiche, und glaubte schon die Nacht hier verweilen zu müssen. —

Noch mit diesem traurigen Gedanken beschäftigt, hörte ich plötzlich in der Ferne das Gebell der Hunde. Ich raffte mich auf, gieng muthig diesem Gebelle zu, und erreichte nach vielen Beschwerden das freie Feld. Endlich erblickte ich auch zu meiner größten Freude Licht, welches mir zwischen den Gartenbäumen entgegen schimmerte.

Als ich näher kam, sprang ein großer Hofhund auf mich zu, und bellte fürchterlich mich an.

Ich schrie vor Angst aus vollem Halse um Hülfe, bis mir endlich das Thor geöffnet wurde.

„Was wollt ihr?“ rief mir im tiefen Basse eine hagere Gestalt mit einem großen Schnurrbart entgegen. —

„Ich habe mich im Walde verirrt, sagte ich, und „suche Obdach unter diesen Mauern. — Könnte ich „nicht hier über Nacht bleiben?“ —

Kommt nur herein, entgegnete der Mann, indem er mich in das Zimmer führte.

„Unser Schloß ist zwar kein Gasthaus; aber „wenn ihr Muth genug habt, so könnt ihr oben „im Saale schlafen. — Aber das sage ich euch „voraus, fürchten dürft ihr euch nicht; wenn um „die Mitternachtsstunde Ketten rasseln; denn ganz „richtig geht es bei uns nicht zu.“ —

War ich durch die fürchterliche Einsamkeit im Walde schon erschreckt, so wurde ich es durch diese Donnerworte und durch den ernsten Blick des Alten noch weit mehr. Aengstlich blickte ich im Zimmer umher, das durch eine düstre Lampe beleuchtet wurde, und sah an den Wänden Flinten, Waidtaschen und Hirschfänger, die mich vermuthen ließen, daß ich die Wohnung eines Waldmannes betreten habe. —

So war es auch wirklich. Das Schloß hieß Laufzorn, stand mitten im Walde und war in frühern Zeiten ein churfürstliches Jagdschloß, das von einem alten Förster bewohnt wurde, der zugleich die Verwaltung führte.

Als ich mich entdeckte, war man auch so gastfreundschaftlich, mir etwas zu Essen und zu Trinken anzubieten. Ich aber verbat es mir, und wünschte nichts sehnlicher, als nur bald, ermüdet von der beschwerlichen Reise, mich zur Ruhe begeben zu dürfen, welches mir auch sogleich gewährt wurde. — Ich ließ mir nicht das Geringste von einer Furcht ankommen, wünschte meinem Gastwirth eine freundliche gute Nacht, und begab mich mit der Magd, welche mir das Zimmer anweisen sollte, in das Schlafgemach.

Die Magd führte mich mit dem Lichte in der Hand über die Treppe durch einen alterthümlichen Gang, der mit Portraits von alten Fürsten gezieret war. Furchtsam blickte ich umher, ob sich nichts sehen ließe. Endlich gelangten wir in das einsame Zimmer. — Ich stellte mich beherzt, und fragte die Magd freimüthig: „Ist es denn wahr, daß es „in diesem Schlosse spucke? — Glaubt man denn „hier noch solch albernes Zeug?"

„Je nun, erwiederte sie — ganz richtig geht „es eben nicht zu. — Jedoch haben Sie nichts zu „befürchten, denn ich habe noch nie gehört, daß „einem Menschen etwas Leid's geschehen sey." —

„Ich glaube, man will mir nur bange ma„chen," versetzte ich, „wir Studenten lachen aber nur über so etwas." —

Die Magd stellte hierauf das Licht auf den Tisch, wünschte mir wohl zu ruhen, und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Da stand ich nun wieder einsam in dem großen ritterlichen Zimmer.

Meine jugendliche Phantasie mahlte mir während des Auskleidens tausenderlei ängstliche Bilder vor. —

„Pfui, schäme dich, ängstlicher Mensch — „rief ich bei mir selbst; in dieser Welt geht ja al„les natürlich zu!“ —

Ich verschloß die Thüre fest — stellte sogar noch den Tisch und Sessel vor sie hin, löschte das Licht aus, und begab mich eiligst zu Bette.

Der Schlaf überwältigte bald meine matten Glieder; allein meine jugendliche Phantasie war von den schauerlichen Ideen des Tages ergriffen, und eine Angst überfiel mich im Schlummer. —

Um Mitternacht däuchte es mir, Aechzen und Seufzen zu hören. — Es war aber nur der hohle Wind, der durch die Ritzen der Fenster und Thüre heulte. Das Schloß klirrte und der Boden des Zimmers bebte. Immer näher kam aus dem Gange das schreckliche Getöne von rasselnden Ketten, die ein fürchterliches Phantom in Menschengestalt lange hinter sich her auf dem Boden schleppte. Das Bett zitterte unter mir und der kalte Angstschweiß träufelte von meiner Stirne. Endlich kam die schauerliche Gestalt vor meine Augen und winkte mir, ihr zu folgen.

Nicht ohne Beben gieng ich ihr durch den schauerlichen Gang über die Treppe nach. Jetzt kamen wir durch Gesträuche und Dickicht, endlich

über eine Wiese an ein beleuchtetes Schloß — wo das Gespenst plötzlich verschwand.

Bestürzt und ängstlich stand ich da, und sah dem gräßlichen Gespenste nach. — Vor meinen Augen war es wieder dunkel, die Angst wirkte durch alle meine Glieder; aber die Natur half mir aus — dem Traume.

Plötzlich fuhr ich auf — und als ich den Kopf aus dem Bette erhob, fand ich, daß es heller Tag — und alles dieses nur ein Traum der Nacht sey.

So mag wohl mancher junge Mensch in seiner jugendlichen Phantasie die Geschichte oder Erzählung des Tages in der Nacht so täuschend geträumt haben, daß er aus Liebe zum Wunderbaren sie selbst für Wirklichkeit ausgab. —

Kinder fürchtet euch nicht vor Gespenstern, denn alles in der Welt geht natürlich zu. —

7.

Anton Bleßgott, der dankbare Pflegesohn.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dem verheerenden französischen Revolutionskriege, in welchem viele tausend Menschen ihr Vermögen, ihre Gesundheit oder auch ihr Leben verloren hatten, durchzogen häufig österreichische Truppen unser Vaterland Bayern. Unter andern kam ein österreichisches Kavallerieregiment in ein Dorf, und ward da-

selbst einquartiert. Bei diesem Regimente diente ein verheuratheter Soldat, Namens Bleßgott, dessen Frau mit einem sechsjährigen Knaben als Marketenderin mit zu Felde zog.

Im kalten Winter des Jahres 1800 fiel die mörderische Schlacht zu Hohenlinden vor, in welcher auch nebst vielen Tausenden der brave Bleßgott seinen Tod fand. Seine Gattin kam in feindliche Gefangenschaft und wurde nebst andern Gefangenen fortgeschleppt. Der kleine sechsjährige Knabe, welcher im Gewühle seine Mutter verlor, eilte heulend und händeringend auf dem Schlachtfelde umher und fand unter den vielen Getödteten auch den blutigen Leichnam seines Vaters, warf sich auf denselben hin, küßte seine bleichen Wangen, und rief weinend aus: — Ach, mein Vater! mein armer Vater! Was soll aus mir werden? — Ach, wo soll ich nun hin? —

Der Feind war indeß vorgerückt, und das Schlachtfeld den siegenden Franzosen eingeräumt. Der Donner der Kanonen verfolgte weithin die Fliehenden bis Haag.

Es war bereits Abend, und der Sieg vollkommen erfochten, da erblickte ein französischer Chasseur den weinenden Knaben auf dem Schlachtfelde. —

Sein Angesicht war blaß und ganz verweint, seine Kleider zerrissen, und sein ganz erbärmliches Aussehen ließen auf seine drückende Armuth schließen. Er saß ganz starr bei der Leiche seines Va-

ters, zitterte vor Frost, und die kalten Thränen rollten über seine Wangen herab. —

Der rohe Krieger ward durch den jammervollen Anblick des Kindes gerührt, und fühlte einiges Mitleid mit ihm. Er ritt auf ihn zu, und fragte ihn mit barscher Stimme: —

„Was machst du hier? Kleiner!“

„Ach, sie haben meinen Vater erschossen,“ erwiederte der arme Knabe, „und nun habe ich keinen Vater mehr.“ — Bei diesen Worten fieng er noch lauter zu weinen an. —

„Du wirst ihn wohl mit deinem Weinen nicht mehr lebendig machen können,“ fuhr der Franzose fort, stieg vom Pferde, besah die Leiche, durchsuchte die Taschen des Getödteten, nahm ihm Geld und Uhr, schwang sich wieder auf sein Pferd, und hieß den Knaben ihm folgen.

Er brachte den unglücklichen Knaben in das nächste Dorf unter Obdach, wo eben eine Menge französischer Truppen im Quartier waren.

Die Bewohner des Dorfes hatten sich wegen des Dranges der Soldaten und des Schlachtgewühls in die benachbarten Wälder geflüchtet, nur der Lehrer des Ortes und dessen Frau waren noch geblieben. — Er sah den unglücklichen Knaben in einer Ecke der Stube weinen, und fragte mitleidsvoll den französischen Soldaten, ob wohl dieser auch ein Gefangener wäre; — und erhielt kalt darauf zur Antwort: Oui, monsieur! — Er wandte sich daher zu dem Knaben, und fragte ihn: Was fehlt

dir denn, Kind! Warum weinst du? — „Ach, erwiederte der Knabe in einem wehmüthigen Tone, „ich muß wohl weinen; denn mir fehlt alles. — „Mein Vater ist heute in der Schlacht umgekom„men, und meine Mutter habe ich verloren.“

„Armer, unglücklicher Knabe! erwiederte der gute Mann, „da bist du wohl ärmer, als arm! „Was soll nun aus dir werden? — Du dauerst „mich.“ —

Mit Thränen im Auge rief dann der Knabe: „Ach, ich wollte gerne arbeiten, und recht fromm „seyn, wenn ich nur wieder einen Vater hätte.“ — Hierauf wandte sich der Lehrer zu dem Chasseur, und fragte ihn freundlich, ob er ihm nicht den armen verlassenen Knaben überlassen wollte. — Ach, vom Herzen gerne, erwiederte der gutherzige Krieger, denn was sollte ich mit dem Kinde machen. — Ich will euch sogar noch das Geld und die Uhr, die ich heute seinem Vater abnahm, übergeben, wenn ihr den Knaben aufziehen wollet. — Das will ich, entgegnete der Lehrer, und nahm den Knaben mit sich. — Der Soldat klopfte dem braven Lehrer auf die Schulter und überreichte ihm die Beute. —

Nun rückte der Winter immer mehr herbei, und der gute alte Lehrer mit seiner gutherzigen Frau fiengen an zu überlegen, was sie mit dem gefundenen kleinen Bleßgott für die Zukunft machen wollten.

Es wurde endlich beschlossen und einmüthig

festgesetzt, daß man den armen, verlassenen Knaben den Winter hindurch behalten, und in der Schule unterrichten wolle, denn er kannte noch keinen Buchstaben, vielweniger, daß er hätte lesen können. Der Knabe war damit wohl zufrieden, denn es gefiel ihm sehr wohl, als er andere Kinder aus Büchern schöne Geschichten lesen hörte, und er wünschte selbst oft solche Geschichten aus einem Buche lesen zu können. — „Das kannst du bald lernen," sagte dann der gute Lehrer, „denn ich bemerke an dir zwei gute Eigenschaften, die mich hoffen lassen, daß du dieses bald lernest; denn du bist ein wißbegieriger Junge, und denkest auch über alles nach, was du wahrnimmst. — Wenn du so fortfährst, und dabei ordentlich und willig bist, so kann aus dir, so arm du jetzt bist, doch einmal etwas werden. Wenn du fromm bist und brav lernst, so wird dieses dein Glück seyn." — Der kleine Anton lernte sehr eifrig, und es währte nicht lange, so konnte er nicht nur fertig lesen, sondern begriff auch alles, was er las; er fieng auch an zu schreiben, und den Katechismus zu lernen. —

Als die beiden Pflegeältern des Knaben sahen, daß er so fleißig war, und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, besonders da sie gar keine Neigung zu läppischem Muthwillen an ihm fanden. Er that, was man ihn thun hieß, mit Freuden und hurtig, und wenn er es gethan hatte, so las er entweder in einem Buche, oder schrieb auf seine steinerne Schreibtafel.

So verstrich der Winter in stiller Thätigkeit, und der Knabe nahm zu an allen guten Eigenschaften, und wurde immer verständiger und rechtschaffener.

Die stille Lebensart im Familienkreise hatte auf den Knaben einen weit wohlthätigern Einfluß als das kriegerische Soldatenleben.

Er half treulich seinen Pflegeältern und nahm immer mehr zu an Art und Geschicklichkeit. —

Ein Geistlicher des Ortes, der die guten Talente und die schöne Aufführung des jungen Bleßgott bemerkte, hatte inniges Wohlgefallen, und unterrichtete denselben in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, nachdem er von seinem Pflegevater in den Elementargegenständen hinreichend vorbereitet war. Jedermann im Orte gewann ihn sehr lieb. —

Als im Jahre 1805 die österreichischen Truppen wieder nach Bayern zogen, fügte es sich, daß das nämliche Kavallerie-Regiment, welches vor 6 Jahren in demselben Dorfe war, ebendaselbst wieder einquartiert wurde.

Der Oberste des Regiments, welcher bei dem Geistlichen sein Quartier nahm, hörte den Namen Bleßgott rufen, und fragte, wer sich so nenne.

Er erfuhr nun, daß dieß der Name des Knaben sey, dessen Vater bei dem nämlichen Regimente diente, und welcher in der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden sein Leben eingebüßt hatte, daß er von dem Lehrer als verlaßner Waise aufgenom-

men und verpflegt worden sey. Der Oberst ließ hierauf den Knaben rufen, der ihm sehr wohl gefiel. — Er lobte die Gutherzigkeit des braven Lehrers, und beschenkte ihn. Den Knaben aber nahm er zu sich, und sorgte für ihn väterlich. Er brachte ihn in die Militärschule nach Wien, wo er in allen Kriegswissenschaften wohl unterrichtet wurde, und weil er Talente und Fleiß besaß, bald zu einer Ehrenstelle gelangte.

Fleiß und Tugend lassen nicht darben, deßhalb war der gute Junge auch bald von Stufe zu Stufe avancirt.

Die guten Pflegeältern, denen die Trennung von dem braven Anton etwas schwer fiel, dachten indeß oft an ihren Pflegesohn, und manchmal äusserten sie den stillen Wunsch: „O wenn wir ihn doch in unserm Leben noch einmal sehen könnten.“

Es verfloßen beinahe zehn Jahre und keines derselben träumte sich je die Wiederkunft desselben. Da klopfte an einem Winterabende, als eben der alte Lehrer in einem Buche las, und seine Frau bei dem Spinnrade saß, Jemand sachte an der Thüre, und auf das freundliche: Herein, trat ein hübscher, wohlgebräunter Husarenoffizier in die Stube, und rief, seine Hand hinreichend, freudig ihnen zu: „Gott grüß euch beyde!“ —

Ein stummes Erstaunen erfolgte von Seite des Lehrers und seiner Frau; da aber der Offizier in seiner freundlichen Miene fortfuhr: „Ihr lieben Leute, kennt ihr mich nicht mehr?“ — dabei die

Erinnerung an das Unglücksjahr 1800 erweckte, und mit freudethränendem Auge ausrief: „Kennt ihr denn euern Anton nicht mehr?“ — da erkannten sie ihn beide, fielen in seine Arme und weinten seligen Herzens die Freudenthränen des Wiedersehens. Da war Wonne und Freude im Hause, und Anton erzählte seinen guten Pflegeältern, wie er sich durch Fleiß und Verdienste zur Würde eines Offiziers bei dem nämlichen Regimente emporschwang, bei welchem sein Vater als Gemeiner sein Leben hinopferte.

Er unterstützte seine Pflegeältern namhaft, und nachdem er die Pflicht der Dankbarkeit an ihnen erfüllt hatte, reiste er wieder zur Armee zurück, welche eben damals durch Deutschland nach Frankreich zog.

Lange redete man im ganzen Dorfe von diesem dankbaren Pflegesohne, und sein Andenken bleibt in derselben Gegend noch lange im Segen.

8.

Die unkluge Wanderschaft.

In den Jahren des nordamerikanischen Freiheits-Krieges, als die Engländer in allen Seeplätzen ihre Werber ausstellten, welche wie Menschen-Fischer auf das Unglück anderer lauerten und ihre Seelen verkauften, wollte ein Schuhmachers-Sohn aus S.... seine den Zünften gewöhnlichen Wanderjahre machen. Sein Vater lebte nicht mehr, nur seine

Mutter und zwei jüngere Schwestern. — Seine Mutter besaß ein Häuschen und ein Gewerbe, dem seit dem Tod ihres Mannes, und jetzt bis zur Rückkehr des Sohnes ihr Schwager vorstand. —

Es wurde Familienrath gehalten, wohin sich der junge Bursche begeben sollte. August, so hieß er, wollte eine weite Reise machen, besonders hatte er große Begierde, das Meer zu sehen; darum wünschte er nach einer Seestadt zu reisen. Seine Mutter und sein Oheim hingegen riethen zu einer ganz entgegengesetzten Seite, besonders stellte ihm der letztere das Gefährliche einer solchen Reise bei den damaligen Umständen vor; allein der junge Mensch dachte wie die Maus in der Fabel:

Bin ich nicht selber groß genug,
Und sind denn nur die Alten klug? —

Er versprach zwar, den Rath der Verwandten zu berücksichtigen, hatte es aber in seinem Sinne ganz anders beschlossen. Als er Abschied nahm, bat ihn seine Mutter, ja den Rath seines Oheims zu befolgen, drückte ihm ein kleines Beutelchen mit Zwanzigern in die Hand, und sagte: „August! kommst du brav und gut zurück, so bekommst du das Haus, und ich weiß dir auch schon eine Braut.“

Das war dem Burschen wohl recht; doch als er die Heimath im Rücken hatte, nahm er seinen Weg schnurgerade nach Norden. Er suchte nicht einmal Arbeit unterwegs; er wünschte sich Flügel, um die Herrlichkeiten einer Seestadt, die vielen

fremden Menschen aus allen Welttheilen; das hohe Meer und die großen Schiffe zu sehen. — Wenn er nur das hannöverische Gebieth vermeide, meinte er: in Hamburg, als einer freien Reichsstadt, sey er geborgen. Hamburg war also vor der Hand das Ziel seines Marsches. Auf der letzten Nachtstation dahin fand er für den andern Tag einen Reisegefährten, der ihn unentgeldlich mitnehmen, und ihm auch für eine gute Condition in Hamburg selbst sorgen wollte. — Vor dem Schlafengehen flüsterte der Wirth dem guten August zu, daß er sich in Acht nehmen möchte. — Allein der Reisende war ein so ansehnlicher Herr, daß August unmöglich einen Verdacht schöpfen konnte. Des andern Tages war die Zeche im Wirthshause schon bezahlt, als August darnach fragte, so wie auch der Platz auf dem Marktschiffe, auf welchem sie nach Hamburg fuhren. — Unterwegs ließ sich der Fremde kalten Braten und Wein geben, und legte auch unserm August tüchtig vor. — August glaubte, daß er zu guter Stunde diesen braven Herrn getroffen habe.

Abends kamen sie in Hamburg an. Der Herr Reisegefährte nahm Augusten mit in sein Quartier, hieß ihn sich setzen, und sichs bequem machen; er aber gieng fort, um eine Condition zu bestellen, wie er sagte. Ueber eine Weile kam er mit einem Manne zurück, der ein Schuhmachermeister seyn sollte, und der unsern August mit sich in sein Haus führte. — Sie giengen durch mehrere Gassen, kamen endlich vor eine Thüre, die sich bei ihrer An-

näherung öffnete, und hinter ihnen verriegelt wurde. Er kam durch einen langen finstern Gang in eine Kammer, wo er mehrere Handwerksbursche von düsterm und traurigem Aussehen antraf. Aus diesem Anblick, und da er keinen Schuhmacherwerkzeug sah, fieng er an zu ahnen, was mit ihm geschehen sey; er fragte nun diejenigen, die da waren, wo er denn sey, und was sie da machen? — Diese konnten ihm nur sagen, daß sie auf die nämliche Weise, wie er, in das Haus gekommen; daß man ihnen Allen versprochen, sie auf die Herberg, oder in Condition zu führen, und da wären ihrer nun allerlei Professionisten beisammen. —

Jetzt war dem armen August sein Unglück klar, er fieng nun an zu jammern und zu weinen, allein zu spät! —

Vor Tages Anbruch kamen Soldaten in rothen Röcken, und führten sie aus dem Hause. Hier hoffte August auf dem Wege zu entfliehn; aber es gieng zum Hinterhaus hinaus, schnurgerade in ein Boot hinein, mit welchem sie in ein großes Schiff gefahren wurden. — Hier half kein Sträuben und auch kein Rufen: das Schiff lichtete die Anker, die Matrosen und Soldaten schrieen und fluchten so durcheinander, daß das Hülferufen der Bursche nicht gehört wurde, unter dem Höllenlärm der Menge.

Mit Kolbenstößen wurden die Widerspänstigen in das Schiff, und dann in den Schiffsraum zu steigen gezwungen, wo sie schon mehrere Unglücks-

gefährten antrafen. Es mochten ihrer 100 seyn, worunter keine 10 freiwillige, sondern lauter betrogene, und ihrem Vaterlande auf immer entrissene Leute waren. —

Unser armer August sah nun seinen Wunsch, das Meer zu sehen, erfüllt; allein er kam ihm theuer, er kostete ihn seine Freiheit und wahrscheinlich auch sein Leben; wenigstens hatte er eine lange Reihe Elend zu erwarten. Und noch dazu kamen die Vorwürfe, die er sich selbst machen mußte.

Er war gegen den Willen seiner Mutter in dieses Elend gestürzt; er war gewarnt worden; er durfte Niemand Schuld geben, als sich selbst. Darum war er jetzt auch ganz kleinmüthig, und zerfloß fast in Thränen, während die Andern fluchten und lärmten. — Doch es half weder eines, noch das andere. In einigen Wochen landeten sie in Plymouth. — Hier wurden sie ausgeschifft, um zu exerzieren, und in einigen Monaten giengs wieder zu Schiff nach Amerika.

Vier Jahre lang mußte unser August unter den brittischen Fahnen, zu welchen er gezwungen worden, gegen die Amerikaner kämpfen, und Elend aller Art ertragen. — Doch das war noch nicht genug; er wurde gefangen, und jetzt war Hunger sein täglicher Gefährte. Nur mit Lumpen bedeckt, und mit bloßen Füßen, mußte er die weitesten Märsche, entweder durch unwirthbare Gegenden, oder verwüstete Provinzen machen; die amerikanischen Truppen mußten selbst Entbehrung aller Art ertra-

gen, um so weniger konnten sie den feindlichen Gefangenen geben. — In dieser Lage mußten die Gefangenen wegen Vordringen der Engländer in die entferntere Provinz Canada gebracht werden, auf welchem Marsche sie 31 Tage zubrachten, ohne in eine menschliche Wohnung zu kommen. Die Wenigsten erreichten die Provinz. — Unser Landsmann erreichte sie zwar, aber krank und elend, dem Tode nahe, auf einem Karren. — Hier erwartete er das Ende seiner Leiden, und bereitete sich durch ein andächtiges Gebet zum Tode vor. Vorzüglich bat er seine Mutter, die er sich schon im Himmel dachte, um Verzeihung, daß er so gegen ihren Willen sich in das Elend gestürzt, und ihr dadurch Kummer verursacht habe. Da er glaubte, es verstünde ihn Niemand, (denn seit langer Zeit hatte er kein deutsches Wort mehr gehört) so betete und sprach er laut mit sich selber. — Jetzt näherte sich ein Mann seinem Lager, und redete ihn in deutscher Sprache an, gab sich ihm als Landsmann zu erkennen, tröstete ihn, und versprach, im Falle er sterben sollte, seinen Verwandten in Deutschland von seinem Schicksale Nachricht zu geben; sollte er aber genesen, so wolle er ihm alle mögliche Hülfe verschaffen, wieder noch einmal sein Vaterland zu sehen. Auch brachte er ihm gleich ein Hemd; eine Wohlthat, die der Arme schon lange entbehrt hatte.

Durch bessere Pflege genaß August wirklich. — Nun verschaffte ihm sein Landsmann Arbeit. — Wie froh war er jetzt, und wie dankte er seinem

Freunde. Er arbeitete auch sehr fleißig. Als die Gefangenen ausgewechselt wurden, verläugnete man ihn, und bis der Krieg zu Ende war, hatte er sich schon so weit erholt, daß er Kleider und etwas weniges Geld hatte.

Jetzt erwachte der Wunsch, sein Vaterland wieder zu sehen, wozu er bisher keine Hoffnung hatte, doppelt in ihm.

Seine deutschen Freunde legten eine kleine Kollekte für ihn zusammen, und ein Kaufmann aus Deutschland besorgte seine Abreise und Ueberfahrt.

Nach vollen in dem bittersten Elende überstandenen 8 Jahren betrat August den deutschen Boden in eben der Seestadt, wo er seiner Freiheit beraubt worden war. Er eilte von da nach seiner Heimath, in der Hoffnung, etwa doch noch seine Mutter am Leben zu finden; aber an der Hausthüre stand eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme, das war seine Schwester, die bereits nach dem Tode der Mutter das Haus übernommen, da man von dem Bruder nicht das Mindeste erfahren konnte. Wegen seines Eigensinns und Ungehorsams war also Haus und Braut für ihn verloren. —

Noch lebt der unglückliche Wanderer in einem Alter von beinahe achtzig Jahren in größter Dürftigkeit, und erhält nur eine geringe Unterstützung von seinen Verwandten. Er ist das lebende und lehrende Beispiel, daß man sein Glück nicht auf Wanderungen, sondern leichter und sicherer in sei-

nem Vaterlande, und in sich selbst suchen und finden könne.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich, und du wirst glücklich seyn.

9.

Der entartete Jüngling.

Auf einem bemittelten Bauerngute lebte ein glückliches Ehepaar, welches sein größtes Vergnügen darin fand, andern Gutes zu thun und sich und andern Menschen frohe und glückliche Tage zu verschaffen. Da beide sehr einfach und genügsam lebten, so erübrigten sie immer so viel, daß sie auch andern manche Wohlthaten erweisen konnten.

Sie hatten mehrere Söhne, die sie gesund aufzogen, und in allem Guten unterrichten ließen; denn es lag den guten Aeltern viel daran, die Kinder in allen Kenntnissen unterrichten zu lassen, die keinem Menschen fehlen sollten, der einige Bildung verrathen soll. Sie scheuten daher weder Mühe noch Kosten, ihre Söhne gut zu erziehen, denn dieß sagten sie, soll auch ihr bestes Erbtheil seyn, das wir ihnen nur geben können.

Es war aber ein großer Unterschied unter diesen Söhnen; ihre Anlagen entwickelten sich verschieden, so wie ihre Neigungen und Lebensverhältnisse sich verschieden zeigten.

Als der älteste von ihnen herangewachsen war,

hatte er Lust zum Soldatenstande, ließ sich anwerben, brachte es durch Diensteifer und Tapferkeit auch dahin, daß er zum Offizier avancierte, wurde aber bei einem Feldzuge gegen die Franzosen in einer Schlacht erschossen.

Der zweite, der das Schreinerhandwerk erlernen wollte, hatte einmal einen kalten Trunk gethan, da er eben erhitzet war, bekam die Lungensucht und Abzehrung, und starb in der Blüthe seiner Jahre.

Der dritte widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, und wollte ein brauchbarer Landmann werden, zu dem er vorzüglich Anlage zeigte.

Nun war noch ein kleiner Sohn da, der jüngste unter seinen Brüdern. Auf diesen setzten die Aeltern ihr ganzes Vertrauen, und wendeten auch viel darauf, ihn recht zum Gelehrten zu machen, denn nur da glaubten sie könne er sein Heil finden. Joseph, so hieß der Junge, von dem wir hier sprechen, hatte einen Vorunterricht in der lateinischen Sprache von einem Landgeistlichen erhalten, der ihn als einen talentvollen Knaben zur höhern Ausbildung in eine öffentliche lateinische Unterrichtsanstalt empfahl. Joseph zeigte auch wirklich in früherer Jugend einen aufgeweckten muntern Geist, und einen erfreulichen Eifer für das Studium, der sich durch Aufmerksamkeit aussprach. Mit unermüdetem Fleiße unterstützte er noch seine vorzüglichen Fähigkeiten. Eine seltne Lernbegierde spornte ihn zu edlem Wettkampfe mit seinen Mit-

schülern, unter denen er immer den ersten Platz behauptete. —

Seine Lehrer schätzte er gleich seinen Aeltern über alles, und schon ihr Wink war ihm Befehl, den er auf das Genaueste vollzog; aber auch er wurde von seinen Lehrern wieder geliebt, und als Muster des Fleißes und der Ordnung für andere Schüler aufgestellt. Seine Mitschüler achteten ihn schon seiner Talente wegen und er lebte in Eintracht mit ihnen. Kurz, man konnte nichts als Gutes von diesem Knaben sagen. Er blühte auf gleich einer Rose, und wer mit ihm nur Umgang pflegte, hatte an ihm Freude, besonders da er sich gegen Jedermann freundlich und bescheiden benahm. — Am meisten konnten sich über diesen hoffnungsvollen Jungen seine Aeltern freuen, die es nie ermangeln ließen, ihren Sohn, wenn er sie in den Ferien besuchte, zum fernern Fleiß und zur Tugend zu ermuntern. Joseph, stets eingedenk der schönen Lehren, blieb im Wege der Unschuld, und verband mit seinem hellen Verstande eine untadelhafte Aufführung. —

Er wäre auch sicher der ausgezeichnetste Mann geworden, würden ihn nicht die Lockungen nach Gelüsten auf der Hochschule von der schön betretenen Bahn abgehalten haben.

Eines Tages entspann sich zwischen ihm und einem seiner Kameraden in einer Gesellschaft mehrerer Studierender ein Wortwechsel, der mit Beschimpfung endete. Joseph, zur höchsten Wuth

dadurch gereizt und von andern auch noch dazu verleitet, forderte seinen Kameraden zum Zweikampfe heraus. Friedlich gesinnte Freunde wollten die Sache in Güte beilegen, und der Beleidigende war sogar gesonnen, um Vergebung zu bitten; allein der in seiner Leidenschaft übelgeleitete Joseph dachte nur auf blutige Rache. Es kam zum Duell, und mit einer Wuth, die nur dem Sinnlosen eigen ist, verwundete er seinen Gegner. Die Wunde schien anfangs tödtlich, doch wurde der Verwundete durch Hilfe des Arztes wieder hergestellt.

Joseph mußte aber, weil die Sache bekannt wurde, die Studien unvollendet verlassen, und kehrte ohne Aussicht zum Kummer seiner alten Mutter (den Vater hatte er bereits verloren), in seine Heimath zurück.

Er arbeitete als Scribent bei dem dortigen Herrschaftsgerichte, und hätte auch da seiner Geschicklichkeit wegen wohl bestehen können; allein plötzlich fiel er auf den unseligen Gedanken, seinen Bruder, der den Hof übernahm, (man weiß nicht aus welchen Gründen) am Tage vor der Hochzeit auf eine schreckliche Weise zu ermorden. —

Er vollführte auch diese entsetzliche That auf eine grausame Weise. Mit einem Dolche versehen trat der Verblendete in der Nacht vor der Hochzeit in das Schlafzimmer, und schlug denselben mittels eines Hammers durch den Kopf seines schlafenden Bruders. Nach vollbrachter Gräuelthat eilte er hinab, und meldete die Schreckensnachricht auch sei-

ner Mutter, die darüber beinahe in Ohnmacht sank, und den Brudermörder fliehen hieß. — Er entfloh und entkam so dem Schwerte der strafenden Gerechtigkeit, aber — wo er auch immer seyn mag — dem allsehenden Auge Gottes und den bangen Vorwürfen seines Gewissens kann er nicht entfliehen.

Die Mutter, welche bereits alle ihre Kinder verloren sah, betrübte sich darüber bis zum Tode.

Das schöne Bauerngut kam in fremde Hände, und die ganze Familie des sonst so geachteten Mannes war durch die Gräuelthat des entarteten Sohnes von der Erde vertilgt. —

10.

Unglückliche Folgen des Aberglaubens.

(Eine wahre Geschichte.)

In der Mitte des verfloßnen Jahrhunderts lebte im Landgerichte Dachau eine sehr arme, unglückliche Wittwe, welche nur eine einzige Tochter hatte. Nebst dem Unglücke der drückendsten Armuth, war die gute alte Mutter auch noch beständig krank, und mußte schon seit mehreren Monaten das Bett hüten. Sie konnte sich nichts verdienen, wenn nicht ihre gute und liebenswürdige Tochter eifrigst bemüht gewesen wäre, für ihren Unterhalt zu sorgen.

Eines Tages kam sie zu einem Bauer, der ein vermöglicher Mann war, aber dabei ein steinhartes Herz hatte. Sie bat dringend um eine Milch für ihre arme, kranke Mutter.

Mit rauhen Worten wies sie der gefühllose Mann von sich, schalt sie ein loses Bettelgesindel, das einem immer auf dem Halse liegt, ließ ihr nichts verabreichen, sondern jagte sie voll Unwillens zum Hofe hinaus.

Diese rohe Behandlung des Landmanns setzte das Mädchen in Eifer, denn auch der Wurm windet sich, wenn man ihn tritt, und sie rief in jugendlicher Unüberlegtheit: „Blitz, Hagel und Feuer soll dein Haus und deine Felder verwüsten, du hartherziger Mann!" Mit diesen Worten gieng sie wieder davon.

Es trug sich zu, daß gerade an demselben Abend ein fürchterliches Gewitter emporstieg; denn es war ein schwüler, heißer Sommertag.

Blitze durchkreuzten den Himmel, fürchterlich rollte der Donner, und mächtig brausten die Winde. Immer näher und näher kam das schreckliche Gewitter, der Hagel verwüstete ringsherum die Felder, ein Blitzstrahl, gleich einem Flammenstrom, entfuhr den schwarzen Wolken, und steckte das Haus des Bauers in Flammen.

Ohngeachtet des Wetterläutens, welches das abergläubische Landvolk noch bis zum heutigen Tage in manchen Gegenden anwendet, ohngeachtet des priesterlichen Segens ließ sich der zürnende Himmel

doch kein Gesetz vorschreiben, und lange verweilte das schreckliche Gewitter in dieser Gegend. Der Aberglaube sah dieses als eine Bezauberung an, und klagte, wie es damals noch üblich war, über Hexerei und Unholde.

Der abergläubische Bauer schob die Schuld der Einäscherung seines Hauses und die Verwüstung seines Feldes auf die junge Dirne, welche die Fluchworte gegen ihn ausstieß, und zeigte sie auch vor Gericht als Hexe an.

Das unschuldige Mädchen wurde gerichtlich eingezogen, im Gefängnisse als Wettermacherin und Hexe nach damaliger Sitte strenge verhört, und mußte sogar, da sie ihre Unschuld mit Thränen betheuerte, und nicht zum Geständnisse einer That gebracht werden konnte, die sie nicht verübt hatte, zur Folter geführt werden. — Im Gefühle des heftigsten Schmerzes ward ihr das Geständniß ausgepreßt, daß sie eine Hexe sey, mit dem Schwarzen im Bunde stehe, und durch das Wetter dem hartherzigen Bauer aus Rache den Schaden verursacht habe.

Nun war der Prozeß kurz gemacht, und die Unschuld als Hexe verurtheilt, auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt zu werden.

Getrost sah sie ihrem Tode entgegen, und mit männlichem Heldenmuthe stieg sie mit der innerlichen Ueberzeugung ihrer Unschuld auf den für sie zubereiteten Scheiterhaufen, und starb den Mar-

tyrertod, den der Aberglaube jener Zeit über sie verhängt hatte.

Ihre Mutter ertrug diese Schmach, welche ihre innigst geliebte Tochter erduldete, nicht lange, und wurde selbst bald ein Opfer des Kummers und Elends.

Des Pöbels fieberhaft Gehirne
Beschuldigt Himmel und Gestirne.
Um das, was er oft selbst gethan,
Klagt er Natur und Schicksal an.

Der Thorheit unverbürgte Rechte
Erstrecken sich auf manches Haupt,
Es ist im menschlichen Geschlechte
Die Anzahl größer, als man glaubt.

11.

Der Wohlthäter im Stillen.

In den Seehäfen, wo die Kauffartheischiffe vom Meere anlanden, und ausgeladen werden, sind immer eine Menge Menschen mit Auspacken und Tragen der Waaren beschäftiget, und es ist eine Wohlthat für sie, wenn sie Arbeit genug finden; denn in solchen großen Seestädten giebt es immer auch viele arme Leute, welche kaum von Tag zu Tag ihr Leben fortbringen können.

Zu Marseille in Frankreich gieng eines Tages der Präsident Montesquieu, der ein eben so gro-

ßer Gelehrter, als herzensguter Mensch war, und dem das wahre Wohl seiner Untergebenen mehr als vielen andern am Herzen lag, seiner Gewohnheit nach an dem Seehafen der Stadt spazieren. Dieser bemerkte allezeit Abends einen jungen Menschen eifrig mit Tragen beschäftiget, welcher doch dem ganzen Aussehen nach nicht zu dieser Arbeit geboren zu seyn schien.

Er erfuhr bald, daß er eines Kaufmanns Sohn sey. Um so begieriger wurde er, zu wissen, was ihn zu einer so beschwerlichen Arbeit antreibe. Er wendete sich an ihn selbst, und erfragte mit vieler Mühe endlich folgendes: „Mein Vater, sagte ihm der junge Mensch, ist kürzlich mit einem Kauffarthei-Schiffe zu See gegangen und hat das Unglück gehabt, von Seeräubern gefangen genommen zu werden; er lebt jetzt in der Sklaverei in Algier, und ach! unser Vermögen reicht nicht hin, ihn loszukaufen. — Ich arbeite also des Tages über in der Handelsstube, und die Abendstunden wende ich an, durch Lasttragen etwas Geld zu verdienen. O für meinen Vater wollte ich wohl mehr thun, wenn ich ihn nur befreien könnte!“ Montesquieu lobte die kindliche Liebe des jungen Menschen, fragte ihn, wieviel ihm noch an dem Lösegeld mangle, und schied von ihm.

Ein paar Tage darnach, da es schon ziemlich dunkel war, trug der junge Mensch wieder eine Last. — Unter dem Gedränge der vielen Menschen, welches immer an diesem Orte war, dünkte es

ihn, als wenn ihm jemand in die Tasche griffe; er fühlte, und fand einen Beutel mit Geld darin. — Aber bis er sich umsah, war der, welcher ihn ihm eingesteckt hatte, schon unter der Menge verschwunden. Als er nach Hause kam, und das Geld zählte, war es gerade so viel, als ihm zur Auslösung seines Vaters noch mangelte. Mit welcher Freude er nun dahineilte, seinen Vater zu befreien, könnt ihr euch selbst vorstellen.

Vater und Sohn waren nun wieder zu Hause, und wünschten nichts mehr als ihrem Wohlthäter danken zu können. Aber sie wußten nicht, wer, oder wo er wäre; daß er der Unbekannte sey, welcher ihn ausgefragt hatte, zweifelte der Sohn nicht; oft gieng er an den Seehafen, ob er ihn nicht dort erblicken könnte. Endlich sah er ihn einmal; er lief sogleich auf ihn zu, nannte ihn seinen Erretter und Schutzengel, und führte ihn zu seinem Vater. — Vater, Sohn und die übrigen Kinder überhäuften ihn mit Danksagungen und Lobsprüchen. Er aber hieß sie stille schweigen, und sagte: Ich habe nur die Pflicht gethan, welche jeder Mensch hat, seinen leidenden Mitbrüdern zu hefen. — Ist denn das etwas besonders? — — Und hiemit entfernte er sich. —

Erst nach dem Tode des bisher unbekannten Wohlthäters erfuhr man ganz von ohngefähr diese edle That, durch die er sich allein schon mehr Ruhm erworben hätte, als viele andere seines Gleichen durch ihre Großthaten mit der Feder. —

Noch mehrere schöne Züge aus dem Leben dieses Mannes sind erst nach seinem Tode der Nachwelt bekannt worden.

12.

Das herzhafte Mädchen.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ereignete sich zu Brieg in Schlesien folgende wahre Geschichte.

Es hatte sich in der Weinschenke auf dem Marktplatze daselbst eines Abends eine ziemliche Anzahl von Gästen versammelt, welche sich unter verschiedenen Gesprächen ganz wohl unterhielten.

Unter andern war auch die Rede von Gespenstern und umgehenden Geistern. Die Kellnerin, welche die Gesellschaft bediente, hörte dieses, und ließ die Aeusserung fallen, daß sie sich vor keinem Gespenste fürchte, und stets bereit sey, jede Probe deshalb zu bestehen. —

Sogleich trat der Scharfrichter der Stadt hervor, überreichte der Magd einen Schlüssel, und sagte, daß er nur dann ihre Worte für mehr als Prahlerei halten würde, wenn sie mit diesem Schlüssel zum Galgen gienge, die Thüre desselben aufschlöße, und seine Handschuhe, die er dort vergessen habe, noch in dieser Stunde abholte. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte die Magd in das

Verlangen des Scharfrichters, und trat sogleich ihre Reise an.

Es war nahe um die Mitternachtszeit, als sie das Thor der Stadt erreichte. Rings um sie her waltete grauenvolle Stille, und nur des Mondes blasser Schein erleuchtete ihren Pfad. Sie langte beim Hochgerichte an, und zog schon den verhängnißvollen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor, als sie plötzlich gewahr ward, daß sie seiner nicht bedürfe. Die Thüre war bereits geöffnet. — Dieser Umstand machte sie stutzig, und sie erschrack nicht wenig. Um sich indeß nicht von den daheim ihrer harrenden Gästen verspotten, und vor der ganzen Stadt lächerlich machen zu lassen, beschloß sie, Alles zu wagen. Festen Schrittes trat sie in den innern Raum des Galgens und bemächtigte sich der nicht fern liegenden Handschuhe. —

Indem sie übrigens ihre scheuen Blicke umherwarf, fielen dieselben auf mancherlei Gegenstände, welche bei ihr die Vermuthung erregten, daß das Hochgericht einer Räuberbande zum nächtlichen Aufenthalt diene, die sich wahrscheinlich ihres Gewerbes wegen entfernt habe. Diese Vermuthung wurde noch wahrscheinlicher, als sie beim Hinaustreten einen Schimmel bemerkte, der reich beladen, und am Galgen angebunden dastand. Rasch, wie die Jungfrau war, schwang sie sich auf den Rücken desselben, lenkte ihn herum und trabte in höchster Eile nach dem Thore zu. Kaum mochte sie einige hundert Schritte vom Hochgerichte weg seyn, als

die Räuber von ihrem nächtlichen Ausfluge wiederkehrten und Schimmel und Beute vermißten. Sogleich bestieg einer aus ihrer Mitte einen andern Gaul, und verfolgte die Spur der Entflohenen, welche in Todesangst gerieth, als sie sehr bald ihren Verfolger dicht hinter sich erblickte. Zum Glück befand sie sich nahe am Thore der Stadt. Man öffnete dasselbe geschwind. Sie schlüpfte hinein, und kam wohlbehalten mit ihrer Beute im Weinhause an, wo man über den abentheuerlichen Ausgang des Possenspieles nicht wenig staunte.

Einige Tage nachher, gerade an einem Sonntage, als alle Bewohner des Hauses sich in der Kirche befanden, traten zwei reichgekleidete Herren in die Stube, und foderten Wein. Die Magd, der eine dunkle Ahnung sagte, daß wohl einer dieser Herren ihr Verfolger sey, stieg in den Keller, und die zwei Fremden folgten ihr nach, rufend: Halt, und empfange den Lohn deiner Kühnheit! —

Kaum vernahm die Magd diese Worte als sie das Licht ausblies, durch das Kellergewölbe auf die Strasse entwischte, alle Zugänge desselben verrammelte, und so beide der Obrigkeit überlieferte, wodurch die ganze Bande entdeckt, und glücklich festgenommen wurde.

Noch bis zum heutigen Tage blieb diese Erzählung im Andenken, indem an dem Hause, in welchem sie vorfiel, über der Thüre ein Gemählde angebracht ist, welches eine Magd auf einem Schimmel sitzend, vom Hochgerichte nach der Stadt flie-

hend vorstellt, unter welchem die Worte zu lesen sind:

„Die dreiste Magd hat viel gewagt.“

13.

Der strenge Vater eines unbarmherzigen Sohnes.

In der Provinz Niederflandern brach vor einiger Zeit eine große Theurung der Lebensmittel aus; denn mehrere Jahre hindurch fiel die Aernte schlecht aus, und da eben auch ein Krieg begann, wurde die Zufuhr aller Lebensmittel gehemmt. Die hilfsbedürftigen Armen wurden daher vom Hunger schwer gedrückt.

In dieser Gegend lebte damals ein vornehmer Gutsbesitzer, Namens Hilderich, ein Mann von edlem Geiste und strenger Gerechtigkeit, dessen vorzügliche Sorge dahin gieng, daß er die Armen seines Bezirks bei der so großen Noth und Theurung mit Nahrung unterstützte, so zwar, daß er Vorsorge traf, damit einem jeden wöchentlich eine Unterstützung zufließen konnte.

Als indessen sich das Uebel von Tag zu Tag vermehrte, so hatte er endlich selbst nicht mehr so viel, um die Armen hinreichend zu unterstützen, ohne sich des Seinigen zu berauben, und mit seiner Familie selbst Mangel leiden zu müssen. Er mußte

also einem Theile dieser Armen, so schwer es ihn ankam, seine Hilfe versagen.

Unter der Menge dieser Unglücklichen befand sich auch eine arme Wittwe, die von ihrem Manne, der frühzeitig starb, ein verschuldetes Häuschen, sammt einem kleinen Obstgarten übernahm, das Einzige, woher sie für sich und ihre Kinder Lebensunterhalt suchen sollte. — Allein eben dieses Jahr hatte wenig Obst; nur ein einziger Apfelbaum ließ einige Früchte erwarten, die aber erst reif werden mußten. —

Wie schwer mochte es wohl der guten Mutter um das Herz seyn, wenn sie ihre zwei kleinen Kinder vom Hunger ausgemergelt mit gefalteten Händchen um Brod bitten sah! — Mit mütterlicher Zärtlichkeit küßte sie ihre Kinder, mischte ihre Thränen unter die der Kleinen, entzog meist ihrem Munde die nöthige Nahrung, und gab sie ihren Kindern.

Oft lief sie in den Garten, und besah aufmerksam jenen Baum, an welchem Früchte waren, ob man selbe nicht bald pflücken könne. Als sie endlich einige reife Aepfel bemerkte, füllte sie alsogleich ihr Körbchen damit, und eilte in das Schloß, um dafür Brod für ihre Kinder zu bekommen. — Als sie kaum durch das Thor hineingekommen war, traf sie auch die 3 Söhne des Herrn Hilderich, welche im Vorhofe Ball spielten. — Der Aelteste, Rudolf genannt, lief schnell zu ihr hin, fuhr sie mit rauhen Worten an, und als er die Aepfel im

Körbchen bemerkte, nahm er sogleich einige für sich, gieng hierauf zu seinen Brüdern zurück, und sagte: Da seht doch, dieses Weib sieht wüst aus, aber sie hat doch sehr schöne und gute Aepfel. Kommet, und holet euern Theil, den meinen habe ich schon. — Hierauf kamen sogleich auch die andern zwei, leerten das Körbchen vollends aus, und aßen die Aepfel. — Die arme Wittwe stand betrübt da, und rief ihnen zu: „Ihr lieben jungen „Herrn! habt doch Erbarmen mit einer kummer„vollen Mutter, die noch 2 kleine vaterlose Waisen „ernähren soll, welche ganz gewiß des Hungers „sterben werden, wenn ich nicht etwas Brod werde „zurückgebracht haben. — Ich bitte euch, gebt „mir für die Aepfel, welche ich euch vom Herzen „gerne überlasse, ein Stückchen Brod! — Ach, ihr „werdet damit eine arme Mutter und ihre unglück„lichen Kinder vom Tode retten.“

Während nun jene auf das arme Weib horchten, und eben im Begriff waren, ihr etwas zu schenken, schrie Rudolf, der hartherzige Junge, dem es unerträglich war, daß man das Spiel so lange unterbrach: „Laßt die Alte dort stehen, und kommt „doch einmal zum Ballspiele, sonst verstreicht der „ganze Abend mit ihrem Gewinsel!“ —

Die gute Mutter dachte, sie müsse vermuthlich ungelegen gekommen seyn, und wartete vor der Schloßpforte, bis das Spiel zu Ende war; aber, wie betrog sie sich! —

Es fieng schon an, Nacht zu werden, man läu-

tete zum Tische. Der Pförtner kam, sperrte das Thor, die Knaben verließen ihr Spiel, und giengen zum Abendtische. Die besorgte Mutter, welche dem Pförtner alles erzählte, und ihr Unglück klagte, wurde mit Rohheit abgewiesen, und mußte ohne Erlös nach Hause zurückkehren. Sie weinte bitterlich.

Als sie nach Hause kam und in die Stube trat, sah sie das kleinere Kind todt, und das größere schon in den letzten Zügen liegen. Welch ein Schrecken die gute Mutter bei diesem Anblicke befiel, läßt sich nicht beschreiben.

Des andern Morgens früh gieng sie in das Schloß des Herrn Hilderichs, weinte bitterlich und rang heulend die Hände zum Himmel.

Als der gutherzige Mann sie vom Fenster herab im Schloßhofe erblickte, ließ er sie sogleich zu sich kommen, und fragte sie um die Ursache ihres heftigen Klagens. —

Sie erzählte umständlich, wie hart ihr sein älterer Sohn Rudolf begegnet sey, und daß er Ursache an dem Hungertode ihrer beiden Kinder wäre.

Höchst erbittert über diese Klage ließ der Gutsherr sogleich seinen Sohn rufen, und erkundigte sich um die Ursache dieses unmenschlichen Betragens.

Als dieser seinen Fehler eingestand, verwies er es ihm ernstlich, daß er so gefühllos gegen eine dürftige Wittwe und ihre hilflosen Waisen gewesen sey, und stellte ihm die Folgen seiner grausamen

That recht lebhaft vor Augen. Der Wittwe versprach er Genugthuung.

Vor allem mußte er der armen Frau all sein erspartes Geld geben, sie um Vergebung seines rohen Betragens bitten, und ihr fernere Unterstützung versprechen.

Hierauf ließ er seinen hartherzigen Sohn erst in ein Gefängniß abführen, wo er bei geringer Kost, und entfernt von aller Gesellschaft in stiller Einsamkeit seine Geringachtung gegen Dürftige und seine rohe Lebensweise einsehen, und dafür bestraft werden sollte.

Schon war er mehrere Tage in seinem finstern Gefängnisse, als ihn die heftigste Langeweile und große Aengstlichkeit ankam. Er weinte und bath flehentlich, ihn freizulassen; allein vergebens, der Vater wollte ihm sein Unrecht, wodurch er zum Verbrecher und Mörder zweier Kinder wurde, erst recht fühlen lassen.

Erst am fünften Tage, da er die innigste Reue über sein Vergehen fühlte, und im tiefsten Schmerz über die Folgen seine Mißhandlung nachdachte, trat der Hofmeister mit noch einem Geistlichen in das Zimmer und sagte: „Rudolf! ihr wißt und sehet ein, daß ihr ein großes Vergehen an der armen Frau gemacht habet! — Ihr müßt der gerechten Strenge euers Vaters euch unterwerfen. Die gefallenen Opfer fordern nach den Gesetzen die strengste Rache an euch! — Macht euch gefaßt, euer Urtheil zu vernehmen.“ —

Rudolf erschrack bei diesen Worten, fieng an zu zittern, und fragte ängstlich: „Was verlangt mein Vater von mir? Wie kann ich ihn versöhnen? — Wie wieder seine väterliche Liebe verdienen?“ —

„Ihr sollt, erwiederte der Hofmeister, nach dem Urtheile euers Vaters euch bald möglichst nach Indien einschiffen, und dort so lange bei einem Verwandten verweilen, bis ihr hinlängliche Proben eines gebesserten Herzens abgelegt habet.“ —

Rudolf, mit diesem Urtheile zufrieden, küßte unter Thränen und mit dem Versprechen gänzlicher Besserung seinem Vater die Hand, und schiffte sich auch wirklich nach Ostindien ein, von wo er nach Jahren ganz verändert und vollkommen gebessert in die Arme seines Vaters zurückkehrte.

14.

Die wunderbare Rettung.

Im dreizehnten Jahrhunderte war Dionys, König von Portugal, mit Isabella, Tochter des Königs Peter von Arragonien, vermählt; einer Prinzessin von so vielen herrlichen Vorzügen, daß sich alle edlen Bewohner des Landes über diese eheliche Verbindung freuten.

Acht Jahre hindurch lebte das königliche Ehepaar in der zärtlichsten Eintracht, da wurde mit einem Male das Herz des Königs von seiner treuen

Gemahlin durch den Einfluß übelgesinnter Menschen, welchen Isabellens Weisheit und Tugend im Wege stand, abgewendet. Ein Schritt der Ausschweifung zog den andern nach sich, und so verirrte sich Dionys in kurzer Zeit so weit, daß der betrübten Königin nichts anders übrig blieb, als ihr Schicksal und ihre Thränen dem Himmel zu empfehlen.

Die vielköpfige Cabale, wie sie bei Höfen sich einnistet, welche jeden Schritt der Großen mit funkelnden Augen beobachtet, unterließ nicht das Feuer der Eifersucht anzufachen, und so ward ein Kunstgriff erdacht, das Herz des Königs vollends von seiner Gattin zu trennen.

Isabella hatte unter ihren Pagen einen edlen Jüngling, den sie wegen seiner Tugenden und des reinen sittlichen Betragens sowohl, als auch der treuen Erfüllung seiner Pflichten wegen, vorzüglich schätzte. —

Ein anderer Page, tückisch wie eine Schlange, benützte diesen Vorzug, um dem König den nachtheiligsten Begriff von Isabellens Untreue beizubringen, und beide verdächtig zu machen. — Der König hielt diese Anklage für wahr; denn tiefgesunkene Menschen glauben leicht Fehler an andern zu finden, die sie selbst begangen haben.

Die falsche Anklage des königlichen Pagen fand sogleich Eingang in dem Herzen des getäuschten Dionys. — Er dachte auf Rache, ohne zu untersuchen.

Da er nun eines Tages, um freie Luft zu

schöpfen, an den Ufern der Monda spazieren ritt, und sich einem Kalkofen näherte, ließ er den Vorsteher desselben vor sich kommen, und machte ihm den geheimen Auftrag, denjenigen, der morgen frühe hieher kommen werde, und fragen würde, „ob des Königs Befehl vollzogen sey," ohne weitere Umstände sogleich in den Kalkofen zu werfen, und zu verbrennen.

Bei seiner Zurückkunft ertheilte dann der König dem unschuldigen Pagen der Königin sogleich den Befehl, daß er frühe am Morgen zu dem Kalkofen hingehen, und nachfragen sollte, ob man seinen Befehl vollzogen habe?

Der arglose Jüngling, nichts Böses ahnend, trat also am andern Morgen frühe ruhig seinen Weg gegen den Kalkofen an.

Unterwegs hörte er das hellklingende Glöckchen einer benachbarten Kapelle das Zeichen zur Messe geben. Er kannte den Wunsch und Willen der frommen Königin, seiner Gebietherin bei dergleichen Gelegenheiten nur zu gut, als daß er es unterlassen wollte, dem Gottesdienste beizuwohnen. Er hörte die Messe nach jener Gewohnheit in heiliger Andacht, und gieng nach Vollendung derselben, seinen Auftrag zu vollziehen.

Mitlerweile konnte sein Feind und Angeber, der böse Page, den Augenblick kaum erwarten, um dem König die Nachricht seines vollzogenen Befehls zu hinterbringen, weßwegen ihn auch der König dahinschickte. In der Meinung, daß bereits alles

geschehen sey, begab er sich zu dem Kalkofen, und erkundigte sich, wie sie den Befehl des Königs vollzogen hätten. — Der Vorsteher des Kalkofens, welcher schon bereit war, des Königs Befehl zu vollführen, ließ den Pagen sogleich ergreifen, und ohngeachtet aller Vorstellungen, die er dagegen machte, daß sie an dem Unrechten wären, ohngeachtet alles Sträubens und Schreiens ward er in den Kalkofen geworfen, und sogleich zur Asche verwandelt.

Bald darauf erschien der unschuldige Page, und entledigte sich seines Auftrages, worauf ihm der Aufseher zur Antwort gab: „Alles ist geschehen, wie es der König befohlen hat. Seht nur hier im Ofen!“ —

Der reine unschuldige Bothe, der von der Hand der waltenden Vorsehung geschützte Jüngling, kehrte nun zur Residenz zurück, und hinterbrachte diese Bothschaft dem Könige. — Kaum sah der König den Jüngling; kaum hörte er die Worte: „Euer Majestät Befehle sind vollbracht,“ so durchlief ein kalter Schauer seinen ganzen Körper. Er staunte über das unerwartete Ereigniß, und erkannte mit zum Himmel gewandten Blicke den großen Rächer der Bosheit und den Retter der Unschuld. Von diesem Zeitpunkte an war Dionys nur darauf bedacht, sich mit Gott auszusöhnen, die Liebe seiner Gattin wieder zu verdienen, und gegen seine Untergebenen gerecht zu seyn. —

15.

Die seltne Freundschaft.

Zwei Freunde, die sich beide den Wissenschaften gewidmet hatten, machten eine Reise von Deutschland nach Griechenland, und von da nach Aegypten.

Sie waren kaum daselbst angekommen, als einer davon, Namens Antonin, krank wurde. Der andere, Dietrich genannt, übergab seinen Freund den Händen eines geschickten Arztes unter der Aufsicht eines Bedienten, welcher Simon hieß, verfolgte seine Reise längs des Nils hinauf, und forschte nach Merkwürdigkeiten. —

Simon, der Diener des Kranken, war indessen von ohngefähr mit Räubern in Bekanntschaft gekommen, die ihm gestohlene goldene und silberne Gefäße aus einer Kirche in Verwahrung gegeben hatten.

Die Sache ward ruchbar, und er wurde bei Gericht eingezogen.

Man warf auch wegen des Bedienten Verdacht auf seinen Herrn, und der unschuldige Antonin ward nebst dem schuldigen Simon und den Räubern in Verhaft genommen.

Man brachte sie in ein finsteres, unterirdisches Gefängniß, und legte sie in Ketten.

Antonin mochte im Verhöre den Richtern vorbringen, was er nur wollte; alles ward verwor-

fen, er blieb in Ketten und im Gefängnisse in Gesellschaft von Räubern, obwohl er unschuldig, und von seiner Krankheit noch nicht vollkommen hergestellt war.

In der verzweiflungsvollsten Lage überließ er sich so sehr dem Schmerze, daß er zuletzt keine Speise mehr zu genießen vermochte, daß der Schlaf ihn floh, und daß er beinahe wieder in die vorige tödtliche Krankheit verfallen wäre, wenn nicht Dietrich, sein Freund, von der Reise zurückgekommen wäre.

Sobald dieser erfahren hatte, was vorgieng, eilte er zu dem Gefängnisse, und brachte es durch Bitten und Flehen bei dem Kerkermeister so weit, daß er zu dem gefangenen Freunde, von dem Kerkermeister begleitet, gelassen wurde. Er erkannte seinen Freund nicht mehr, so hatte denselben der Schmerz und das Elend entstellt, und er mußte ihn mit Namen rufen, um ihn von den übrigen Gefangenen herauszufinden.

Unter Tausend Thränen umarmten sich endlich die beiden getreuen Freunde. Dietrich sprach dem Antonin Muth ein, und weil er sah, daß die Kleidung seines Freundes im Kerker von der Feuchtigkeit zerrissen und ganz verdorben war, zerschnitt er sogleich seinen eignen Mantel in zwei Stücke, und gab ihm die eine Hälfte. Weil er fast alles sein Geld auf die Reise verwendet hatte, so faßte er den Entschluß, durch körperliche Arbeit, ob er ihrer gleich nicht gewohnt war, seinem Freunde

und sich Unterhalt zu verschaffen, indem er den Schiffern Lasten in die Schiffe tragen half, und dafür seinen Lohn erhielt.

So ernährte er sich und seinen Freund Antonin eine ziemliche Zeit lang, und schaffte ihm etwas Bequemlichkeit und Linderung seines Unglücks. —

Nach einiger Zeit starb einer von den Räubern, und man muthmaßte, daß er Gift genommen hätte.

Dem treuen Freunde Dietrich ward nun, wie einem jeden, der Zugang zu dem Kerker untersagt.

In diesen traurigen Umständen, die ihm das größte Unglück zu seyn schienen, wußte er kein anderes Mittel, zu seinem Freunde zu kommen, als sich für mitschuldig anzugeben. — Er that es, und ward zu seinem Freunde Antonin in das Gefängniß geführt.

Dieser erstaunte, als er seinen treuesten Gefährten Dietrich unvermuthet in Ketten wieder sah, und zerfloß in Thränen über die neue Probe seiner großen Freundschaft und seines edlen Gemüthes. Sie weinten beide voll Zärtlichkeit, und trösteten sich mit der Fürsorge des Himmels, auf den sie ihr Vertrauen setzten. —

Lange Zeit saßen sie ohne Hoffnung der Befreiung, und waren wund von den Fesseln, und ihr Angesicht eingefallen vor Gram und von der schlechten Nahrung, die man ihnen reichte; bis einer der Räuber Gelegenheit fand, sich und alle Gefangenen von den Ketten zu befreien, und aus

dem Gefängnisse zu entspringen. Ein jeder rettete sich mit der Flucht so gut er konnte, nur Dietrich und Antonin blieben zurück, und meldeten selbst dem Richter, was vorgegangen war. Dieser, der nunmehr von ihrer Unschuld überzeugt ward, lobte sie sehr, beschenkte sie reichlich, und ließ sie vergnügt in ihr Vaterland zurückkehren. —

16.

Der lange Sack.

Vor einiger Zeit lebte ein reicher Privatmann, der sich durch Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte, auf einem einsamen Landsitze, der neu erbaut und mit allen Gegenständen des Luxus und der Pracht eingerichtet war; unter andern besaß er auch viel Silbergeschirr von hohem Werthe. Die Wintermonate brachte Herr Reinhard, so hieß der Reiche, mit seiner Familie in der geräuschvollen Stadt zu, und es blieben nur wenige Domestiken auf dem Landgute zurück. Gerade zu dieser Zeit, als die Herrschaft in der Stadt sich aufhielt, waren nur drei Personen im Schlosse; ein Dienstmädchen, welches das Haus versah, ein alter Gärtner, und ein junger Jägerpursche. — In einem Nebengebäude wohnten noch einige Taglöhnerleute.

Eines Abends, als die Magd Lene eben Garn

spann, trat ein Krämer in die Stube mit einem langen Sacke auf dem Rücken, und bat, hier übernachten zu dürfen. Lene entschuldigte sich, daß sie nur eine Magd sey. Sie müsse der Herrschaft gehorchen, und diese habe strenge verboten, jemand hier einzulassen, den nicht sein Geschäft herführe, oder den sie nicht persönlich kennen würde. — Aber was kann das eurer Herrschaft schaden, sagte der Fremde, wenn ihr mir erlaubt, in diesem Schlosse den Morgen abzuwarten? — „Noch einmal Nein," erwiederte die treue Magd, besteht nicht lange darauf, es kann nicht seyn. — „Aber seyd doch nicht gar so grausam, entgegnete der Fremde im schmeichelhaften Tone. Ich kann doch unmöglich meine Waaren hier noch weiter schleppen, die Nacht bricht auch bald ein." —

„Nun, so mögt ihr sie hier liegen lassen, und euch im nächsten Dorf eine Herberge suchen," versetzte die Magd.

Gut, sagte der Mann, da doch kein anderer Ausweg ist, so muß ich meine Waare schon hier lassen, und für mich ein anderes Unterkommen suchen, denn so ermüdet, wie ich bin, könnte es mir das Leben kosten, wenn ich sie noch weiter schleppte. Doch bitte ich euch, den Sack hier in gute Verwahrung zu bringen.

Lene führte den Fremden in ein kleines Zimmer, wo er sorgfältig seine Waare auf zwei Stühle legte, dann ihr eine gute Nacht wünschend seines Weges weiter gieng.

Als nun Lene sich mit dem großen Sacke allein im Schlosse befand, überfiel sie eine unbegreifliche Angst und Schrecken.

Es war bereits Nacht; sie zündete ein Licht an, gieng in das kleine Zimmer, wo der Sack lag, schloß die Fenster und Läden sorgfältig zu; blickte aber beim Hinweggehen noch einmal schüchtern auf den Sack. — Himmel! welch' ein Schrecken überfiel sie, als sie den leblosen Sack sich bewegen sah. Jedes Haar auf ihrem Haupte sträubte sich empor. Sie rannte zum Zimmer hinaus, sie sank vor Schrecken nieder, und löschte beim Fallen das Licht aus.

Kaum wieder fähig, aufrecht zu stehen, zündete sie es noch einmal an, und rannte betäubt vor Schrecken zum alten Gärtner Simon, der im Gartenhause sich aufhielt. — „Ach! um des Himmels willen, Simon! rief sie, macht eilig, und kommt in das Schloß, o kommt nur geschwind!"

Warum denn so schnell, sprach der alte Gärtner langsam. —

„Ach Gott, Simon! entgegnete Lene, ein Krämer kam in das Schloß, und wollte hier über Nacht bleiben; ich wollte es ihm durchaus nicht gewähren, allein er bat, daß er nur seinen schweren Sack dalassen dürfte. Dieß gab ich ihm endlich zu. — Aber denkt, Simon, wir sind verloren; als ich vorhin den Sack ansah, fand ich, daß er sich bewegt."

Wie! was zum Henker, der Sack lebt? rief

Simon hastig aus, und starrte Lene an. „Ach, Simon, er lebt, kommt nur geschwind, rief Lene, denn ich sah ihn sich bewegen, so gewiß als ich euch jetzt sehe, o macht nur eilig, und folget mir.“ —

Simon wollte nicht länger streiten, sondern sich selbst überzeugen; er nahm eine Hacke und gieng mit Lenen in das kleine Zimmer. Da lag nun der lange Sack auf zwei Stühlen; aber er war leblos. — Simon befühlte den seltsamen Sack von allen Seiten; aber er fand nichts, wodurch er sich von gewöhnlichen Waaren-Säcken unterschied. —

„Groß ist zwar dieser Waarensack und breit, sprach er endlich, und er mag wohl über einen Zentner wägen; aber da find ich keine Spur von Leben. Es sind nichts weiter als Waaren darin, daher seyd unbekümmert um diesen Waarensack.“

Jedoch meinte Lene, es könnten vielleicht gestohlene Waaren in demselben seyn, und kam in neue Verlegenheit.

Während dieser Unterredung, die noch in der Küche fortgesetzt wurde, trat Franz, der Jäger, herein. Er war ein Bursche von etwa 16 Jahren, der Sohn eines Försters, und hatte viel Muth, deßhalb ließ ihn die Herrschaft zum Schutze der übrigen im Schlosse zurück; aber er war auch manchmal in seinem Benehmen etwas rasch und stürmisch, besonders war er ein Todfeind der Wilddiebe. — Er hatte eine schöne Kugelflinte, wel-

che eben noch geladen war. Als er von solchen Geheimnissen und einem lebendigen Sacke erzählen hörte, spitzte er seine Ohren, und war ganz Aufmerksamkeit.

„Seyd ruhig, liebe Lene, rief er endlich, laßt mich nur machen, ich will darnach schießen, daß ihm das Leben vergeht!"

„Ihr seyd ein Narr, versetzte der alte Gärtner Simon, wer wird denn gleich auf einen leblosen Sack schießen; gebt euch zur Ruhe."

Franz hingegen nahm das Licht, ohne ein Wort weiter zu verlieren, machte sich Platz, öffnete die Thüre des kleinen Zimmers, und betrachtete den Sack lange Zeit mit der größten Aufmerksamkeit. Mit einem Sprunge kehrte er zurück, und versicherte bei seinem Leben, auch er habe den Sack sich bewegen gesehen. „Wenn ihr es zugeben wollet, so schieß ich hinein," sagte er zu Simon und Lene. „Schweigt davon, rief Simon, ihr seyd ein tollkühner Waghalls."

„Nein, entgegnete Franz, ich behaupte, dieß sey das beste Mittel, uns zu sichern. — Unsers Herrn Haus und die Reichthümer, die es enthält, sind unsrer Sorge anvertraut, das kann leicht einige Elende zur List verleitet haben. Oeffnen wir den verhängnißvollen Sack, so kann der Krämer jeden möglichen Schadenersatz annehmen, aber wenn ich schieße, was kann er dann von mir fordern? — Und, — sollte nur etwas in dem Sacke stecken, was nicht seyn soll, — Himmel Tausend,

wie will ich es dann pfeffern. Werden aber Waaren beschädigt, so kann der Schaden so groß nicht seyn. Ich nehme alle Gefahr auf mich, und wage den Schuß."

„Ich will davon nichts wissen, sagte Simon, ich wasche meine Hände in Unschuld." —

Lene aber sah ihn bedenklich an.

Franz nahm dieses für Einwilligung, ergriff seine Kugelflinte mit der einen, das Licht mit der andern Hand, gieng hastig auf das Zimmer, und feuerte, ohne sich zu bedenken, sogleich auf den verzauberten Sack.

Gerechter Himmel! — Ein fürchterlich dumpfer Schrei, dem bald ein Todesächzen folgte, drang aus dem bluttraufenden Sacke.

Franz warf seine Flinte zur Erde, und rannte gleich einem gescheuchten Rehe zur Küche, um den übrigen den Fall zu entdecken.

Alle drei giengen nun in das Zimmer. Der ganze Fußboden schwamm im Blute, der lange verhängnißvolle Sack hatte sich selbst auf den Boden gerollt, aber das Stöhnen und dumpfe Geschrei war vorüber, nur ein leises Röcheln ward noch im Innern des Sackes vernommen.

„Gut getroffen! sagte der alte Simon, der hat nun seinen Lohn. —

Nun schritt man, wiewohl nicht ohne Herzensangst zur Oeffnung des Sacks. Das erste, was sich ihnen zeigte, war ein starker junger Mann, den

Franz mitten durch das Herz geschossen, und in wenig Minuten des Lebens beraubt hatte.

Die Gefühle, welche Franz bei dieser Entdeckung hatte, malten sich auf seinem Gesichte. Er bewegte sich kaum, sprach gar nicht, und schien beim Anblick des Getödteten in Entsetzen verloren zu seyn. Sein Haupt auf die Brust gesenkt, sich eine Thräne vom Auge wischend, rief er wehmüthig: „Unglücklicher! mußte ich dein Mörder seyn!“ —

Sie wandten alles mögliche an, den Körper loszuwickeln, weil vielleicht noch ärztlicher Beistand möglich war; allein es war zu spät, das Leben war für immer entflohen.

Die Art und Weise, wie der Körper in den Sack gepackt war, war höchst kunstvoll und sonderbar. In Schachtel und Reife eingehüllt, konnte er in groben Zwillich vermacht leicht athmen. In der einen Hand hielt er ein Messer, wodurch er sich allein aus seiner Behausung befreien konnte, dann waren noch 4 Pistolen und eine silberne Pfeife bei ihm verborgen.

„Ha, seht den Bösewicht! rief Simon, der sich jetzt am meisten beschäftigte, den Getödteten loszubinden, seht, was er hier hat; der hatte nichts anders im Sinne, als uns alle zu morden.“

„Es war also ein Glück,“ fiel ihm Franz ein, „daß ich ihm eine Kugel durch sein falsches Herz jagte, denn hätte er sich losgemacht, so wä=

ren wir alle des Todes. — Dank sey der Vorsehung, daß sie uns gerettet hat."

„Doch, fuhr er fort, wir sind noch nicht von aller Gefahr befreit. Merkt nur auf; es muß ein tief angelegter Plan gewesen seyn, uns auf diese Art zu ermorden, unsers Herrn Schloß zu berauben, und es müssen noch mehr als diese zwei dabei verwickelt gewesen seyn. Wir müssen uns also vor einem nächtlichen Ueberfall der Räuber sichern." — Er rannte also fort wie vom Feuer getrieben, forderte die Taglöhner im Nebengebäude auf, welche bereits den Schuß im Schlosse nicht ohne Schrecken gehört hatten. Diese hatten einige Flinten, und man brachte bis gegen neun Uhr 15 Mann und ein Dutzend Gewehre, (die bei dem Getödteten gefundenen 4 Pistolen mit eingerechnet) sämmtlich wohl geladen, zusammen. —

Franz, der das Herz am rechten Fleck hatte, vertheilte sorgfältig seine Leute zwischen den Fenstern der obern Etage. Die Stärkern mußten mit Knitteln bewaffnet unten Acht haben, er selbst aber stellte sich mit noch einem Kameraden an ein Fenster, welches den Eingang des Schlosses beherrschte. In diesem Vertheidigungszustande harrte die Besatzung bereits vier Stunden; Einigen kam beinahe die Ungeduld. Alles blieb indessen ruhig auf seinem Posten bis 1 Uhr nach Mitternacht, da fiel es auf einmal Franzen ein, die kleine silberne Pfeife zu versuchen; gedacht, gethan; ohne die übrigen zu warnen steckte er den Kopf aus dem Fenster,

und pfiff, daß es gellend wiedertönte. Die aufgestellten Wachen wurden dadurch etwas beunruhiget, allein wie viel größer war ihr Erstaunen, als sie den Ton in einer geringen Entfernung im nächsten Walde beantworten hörten. Die Angst, in welche dieser eben so unerwartete als plötzliche Vorfall die Wachthabenden versetzte, ist nicht zu beschreiben; sie erwarteten mit bangen Herzen einen Angriff und jede Flinte war gegen das Thor gerichtet. — In weniger als 5 Minuten hörte man Pferdegetrappel. Bald erschienen auch Männer zu Pferde. Franz drückte zuerst los, und sogleich stürzte einer der Vordern, indeß sein Pferd einen fürchterlichen Satz gegen das Thor machte. — Dieß war die Losung für alle übrigen, so daß in Zeit von wenigen Augenblicken alle Feuergewehre abgedrückt waren. Ehe der Dampf des Pulvers sich noch vertheilte, waren die Räuber bereits alle entflohen, vermuthlich waren sie geschreckt durch den unerwarteten Empfang, der ihnen hier zu Theil geworden.

Franz nebst seinen Kameraden stürzte sogleich die Stiege hinab, die Sache näher zu untersuchen, allein die unten Wachenden weigerten sich ernstlich, ehe es Tag sey, ein Thor zu öffnen.

Sie ließen sich bescheiden, und im Wahne, mehrere Räuber getödtet zu haben, zogen sie wieder die Treppe hinauf.

Ihre Lage war die Nacht hindurch immer noch schwierig, denn sie mußten auf einen zweiten Ueber-

fall bedacht seyn, und luden daher ihre Gewehre aufs Neue.

Sie sahen und hörten einige jener Elenden seufzen, und mit dem Tode ringend verschmachten in freier Luft, die ungeheuer kalt war, ohne daß sie es wagen durften, ihnen irgend eine hülfreiche Hand zu leisten, aus Furcht vor einem erneuerten Anfalle. —

Eine Stunde vor Tagesanbruch hörte man wieder Pferdetritte. Ein dicker Nebel hatte indeß die Nacht noch so verfinstert, daß man nicht einen Schritt vor sich sah.

Als der Tag anbrach, zeigte es sich, daß alle todten Körper davon geschleppt waren, und nichts übrig war, als lange Streifen gefrornen Blutes. Jetzt zeigte es sich deutlich, daß der letzte Lärm der Pferde nur von den Räubern hergerührt, die ihre Spießgesellen aus Furcht vor Entdeckung fortgeschleppt hatten.

Am nächsten Morgen war die Neuigkeit in der ganzen Gegend bekannt, und unsre drei Leute sahen sich unaufhörlich vom müssigen und neugierigen Volke umgeben. Einige wollten den erstarrten Körper sehen, andere verfolgten die Blutspuren bis zum nahen Walde hin.

Da der Gutsbesitzer eben keinen Geschäftsführer hatte, und die Stadt zu entfernt lag, so ward die Sache nicht gleich mit dem Eifer verfolgt, der dazu gehörte, die Räuber zu entdecken. Obwohl die Herrschaft sogleich durch die Post von dieser

Begebenheit in Kenntniß gesetzt war, so konnte Herr Reinhard doch erst den fünften Tag erscheinen.

Nun ward es allgemein bekannt gemacht, und eine Belohnung demjenigen versprochen, der einen der Verwundeten oder Getödteten entdeckte; aber alles ohne Erfolg, es war zu spät. Alle waren in Sicherheit gebracht. —

Der Körper des Unglücklichen, der im Sacke erschossen worden war, wurde zur Anschauung öffentlich ausgestellt; Niemand wollte ihn kennen, oder jemals gesehen haben.

Herr Reinhard ließ die Leiche einscharren, allein das Grab ward geöffnet, und der Körper fortgeschleppt; Keiner, der an diesem Angriffe Theil genommen, ward jemals entdeckt.

Eine immerwährende Wache ward von nun an die Stunden der Nacht über im Schlosse gehalten.

Herr Reinhard aber belohnte die Vertheidiger seines Schlosses, besonders den wackern Franz, mit großer Freigebigkeit. —

17.

Der weise Richterspruch.

Ein reicher Kaufmann aus Persien hatte einen einzigen Sohn, aber auch eine Tochter, bei deren Geburt seine Frau an den Folgen einer unglücklichen Entbindung starb.

Der Sohn war bereits an Jahren so weit vor-

gerückt, daß er seinen Vater auf Reisen begleiten konnte, die Tochter aber mußte einer Amme übergeben werden. — Hierauf reisete er nach Indien, und nahm seinen Sohn mit dahin. Daselbst giengen seine Sachen so gut, daß er ausserordentlich reich wurde, und endlich wieder nach seinem Vaterlande zurückreisete, um daselbst die Früchte seiner Arbeit und Reichthümer in Ruhe zu genießen. Aber auf seinem Rückwege wurde er krank, und starb.

Der Sohn, welcher sich durch den Tod seines Vaters in dem Besitze großer Schätze sah, setzte seinen Weg weiter fort, und kam in Persien an, wo ein jeder sein großes Glück bewunderte. Seine Schwester, welche nun in den Jahren war, daß sie selbst nachdenken konnte, kam, um nach dem Antheile ihres Vermögens bei ihrem Bruder nachzufragen; aber sie erstaunte nicht wenig, da ihr Bruder sie nicht als seine Schwester anerkannte, und behauptete, daß sein Vater nie ein anderes Kind, als ihn allein gehabt hätte.

Sie stellte ihm vergebens das Gegentheil vor, und überführte ihn durch Zeugen; allein der trügerische Bruder läugnete es immer, und suchte falsche Zeugen durch Geld zu gewinnen, welche behaupteten, daß sein Vater ausser diesem Sohne kein Kind gehabt hätte. —

Diese Begebenheit machte grosses Aufsehen und kam endlich vor den Großvezier, welcher ein sehr kluger Mann war. Derselbe hörte beide Theile an, und forschte genau nach, bis er die gerechte Sache

der verstoßenen Schwester, und den Betrug des habsüchtigen Bruders entdeckte und sich überzeugte.

Er ließ hierauf den angeklagten Bruder zu sich kommen, und nachdem er ihn ernstlich befragt, und ermahnt hatte, wohl zu bedenken, was er thäte, stellte er ihm endlich vor, wie er wirklich glaubte, daß dieses Mädchen seine Schwester sey, und daß er ein großes Laster begienge, wenn er sie eines Gutes beraubete, das ihr ganz rechtmäßig zukäme. — Allein der junge Mensch behauptete noch immer, daß er keine Schwester habe, und daß dieses Mädchen vielleicht eine verlaßne Dirne wäre, die ihn auf eine ungerechte Weise seines Habes berauben wollte.

Nun, wohlan! sagte der Vezier im Eifer seines Berufes, weil ihr saget, daß dieses Mädchen nicht eure Schwester ist, und weder ihr, noch sie verheirathet seyd, so befehle ich euch, sie ohne weitern Verzug zu heirathen.

Der junge Mensch, der einen solchen Ausspruch nicht vermuthet, und doch noch so viel Gewissen hatte, daß er diese Verbindung zwischen Bruder und Schwester verabscheuete, und sich ausser Stand sah, auf andere Weise sich aus diesem Handel zu ziehen, warf sich dem Vezier zu Füßen, bekannte sein Verbrechen, und bath um Verzeihung, indem er versprach, daß er die Güter, die sein Vater ihnen hinterlassen hätte, treulich mit seiner Schwester theilen wollte.

Der Vezier verurtheilte ihn aber über das

noch wegen seiner hartnäckigen Lüge und Habsucht zu einer Geldbuße, und diejenigen, welche ihm als falsche Zeugen gedient hatten, wurden nach aller Strenge der Gesetze bestraft.

Jedermann lobte den weisen Richter. — So muß vor dem Richterstuhle des Weisen und Gerechten das Laster fliehen, und Wahrheit und Unschuld im Sonnenlichte hervorleuchten, und Schutz und Ehre endlich erlangen.

18.

Das erwachte Gewissen.

Im letzten französischen Kriege kam ein feindlicher Trupp Reiter in ein Dorf. Der Befehlshaber desselben, ein Rittmeister, hatte sich die Schenke zum Quartier erwählt. Die Wirthin sollte etwas zu essen schaffen. — Sie schützte ihre Armuth vor, und erzählte, daß sie erst vor kurzem wäre geplündert worden. — Der Rittmeister drohete, und da das Drohen nichts half, so schlug er die Frau so grausam, daß sie zu Boden fiel. Die Unglückliche ward von ihrem heulenden Manne und den zitternden Kindern in die Scheune getragen.

Sie erholte sich ein wenig, und verlangte den Pfarrer. Der Pfarrer kam. Der Rittmeister ward ihn gewahr, fragte ihn, was er hier zu schaffen hätte, schimpfte ihn, und wies ihn zurück. Die Frau starb. —

Bald, nachdem sie den Geist aufgegeben hatte, brach der Trupp Reiter wieder auf, und bittere Klagen und Verwünschungen folgten seinem Führer nach. — Drei Jahre nachher schrieb eben dieser Rittmeister an den Pfarrer folgenden Brief: „Sie erinnern sich vielleicht noch eines Unmenschen, der vor 3 Jahren eine Frau in Ihrem Dorfe und Sie selbst mißhandelte. Dieser Unmensch schreibt diesen Brief an Sie. Die Rache Gottes hat mich schwer ergriffen: Ich habe beide Beine verloren, und sehe einem elenden, jämmerlichen Leben entgegen. Ich wollte ruhig seyn, wenn ich mir keine andere Bosheiten, als die in Ihrem Dorfe vorzuwerfen hätte. Vielleicht läßt mir Gott dieses schreckliche Leben so lange, daß ich noch wieder gut machen kann, was gut zu machen ist. Achtzig Dukaten ist jetzt Alles, was ich entbehren kann. Ich schicke sie den Kindern der armen Frau, die ich todt geschlagen habe, als einigen Ersatz für den Verlust ihrer Mutter. Sagen Sie ihnen, wenn Sie ihnen das Geld geben: Ich bereuete meine Bosheit, und sie möchten mir nicht mehr fluchen. —

Liebster Mann! Sie vergeben mir doch auch? Die Sanftmuth, mit der Sie mich Rasenden anhörten, die Bescheidenheit, mit welcher Sie mir antworteten, und die Freimüthigkeit, mit der Sie mir beim Weggehen sagten: Der Gottlose drohet dem Gerechten, und beisset seine Zähne zusammen über ihn; aber der Herr lacht seiner, denn er sieht, daß sein Tag kömmt, — machten schon damals Ein-

druck auf mich, und jetzt stehen sie mir beständig vor Augen. Bethen Sie für mich, daß mir Gott auch vergebe, und schreiben Sie mir bald, ob der Mann und die unglücklichen Kinder mir wohl auch vergeben können." —

19.

Der Schein trügt.

In einem bedeutenden Städtchen in England erschien eines Tages in einer schönen Kutsche ein, dem äussern Ansehen nach sehr wohlhabender, schöngekleideter Mann, begleitet von einem Bedienten in Livree.

Er stieg im ersten Gasthofe ab, und fragte den Wirth, was es hier wohl Merkwürdiges gäbe. — Mit Hochachtungsbezeugungen gab dieser Bescheid, daß es an dergleichen gar nicht fehle, indem eben hier heute Gerichtstag gehalten werde. — Er möge es doch nicht versäumen, auf das Gemeinde-Haus zu gehen, weil dort über einen sehr verstockten Strassen-Räuber Gericht gehalten werde. Der Fremde bemerkte hierauf, daß er gar nicht in dem Orte bekannt sey, und deßwegen nicht hoffen könne, einen guten Platz zu finden. — Der Wirth both sich freundschaftlich an, seinen hohen Gast dahin zu begleiten, und der fremde Herr nahm es willig an, und gieng mit ihm.

Durch des freundlichen Gastwirthes Verwen-

dung erhielt der Reisende einen sehr guten Ehrenplatz im Gerichtshofe gleich neben dem Oberrichter selbst. —

Man führte eben den zu verhörenden Strassen-Räuber in Ketten herein. — Er wurde nun gefragt, ob, und was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen wisse. Dieser betheuerte bei dem Himmel, daß er unschuldig sey, und nahm Gott zum Zeugen seiner Unschuld. — Plötzlich erblickte er den ansehnlichen fremden Herrn, und mit einem lauten Schrei stürzte er beim Anblick desselben rücklings zu Boden. Man brachte ihn mit Mühe wieder zu sich, und seine ersten Worte waren: „Wo ist er! — Gott im Himmel — meine Unschuld kömmt an Tag.“

Der Richter fragte mit ernsten Worten, was dieses Benehmen zu bedeuten hätte. Mit Thränen im Auge rief der Beschuldigte. „Gott sey gedankt! „— Meine Unschuld ist offenbar. Ja, es giebt ei„ne ewige Vorsehung. — Der Herr dort neben „Ihnen, kann mir Zeugniß geben, daß ich an je„nem Tage nicht an dem Orte der That gewesen „bin, deren Sie mich beschuldigen.“ — Mit Erstaunen rief nun der Richter: „Wie, mein Herr! — Kennen Sie diesen Menschen?“ —

Der ansehnliche Reisende äusserte Verwunderung, betrachtete den Delinquenten mit der größten Aufmerksamkeit, und wendete mit Artigkeit sich dann zum Richter mit den Worten: „Es thut

mir leid, mein Herr! ich kenne diesen Mann hier gar nicht.“ —

„Das dacht ich auch,“ versetzte der Richter, „der Mensch treibt nur sein Spiel mit uns.“ — Indeß jammerte der Angeklagte unaufhörlich, und bat den Fremden auf den Knieen, ihn recht zu beobachten. „Erinnern Sie sich denn nicht mehr meiner, da ich Ihnen als Matrose diente.“ —

Der Fremde dachte einen Augenblick nach, und erwiederte hierauf: „Ich kann das so genau nicht sagen, ich hatte viele Matrosen im Dienste. Aber es wäre möglich, es ist mir dieser Blick etwas bekannt.“

Dem armen Menschen ward ganz weh und ängstlich, als er die vielen Schwierigkeiten sah, die des Reisenden kurzes Gedächtniß seiner Rettung entgegensetzte: endlich schob er den Haarbüschel über die rechte Seite, und nahte sich ihm, indem er sagte: „Wollen Sie sich doch des Mannes erinnern, der an Ihrer Seite im Kampfe für König und Vaterland diese Wunde erhielt, deren Narbe hier noch sichtbar ist. Sie beschenkten mich ja damals!“ —

Großer Gott! rief jetzt der Fremde aus, und wendete sich an den Oberrichter, auf einmal erinnere ich mich lebhaft, daß dieß der Mann sey, der mir schon diente. Nur sein Gesicht ist etwas abgekümmert.

Hierauf zog er seine Brieftasche heraus, und

wies den Tag, da er noch bei ihm diente, dem Oberrichter.

Dieser verglich die Angabe in den Akten mit der Schreibtafel des Fremden, und alles traf richtig ein. Der Fremde mußte zu aller Vorsicht Name, Stand und Wohnort ausweisen, und das Gericht erklärte den Beklagten für nichtschuldig, und mit frohem, bewegtem Herzen verließ Jedermann die Gerichtsstube, und man beschenkte noch ansehnlich den Freigelassenen.

Dieser reiste nun mit dem fremden, vornehmen Herrn von diesem Orte ab.

Nach einigen Wochen wurde der Losgesprochene und der vermeintlich vornehme Mann nebst seinem Bedienten in einer andern Gegend bei neuerer Veranlassung aufgefangen, und alle drei als alte wohlerfahrne Strassenräuber, die den obigen Hergang auf eine täuschende Art gespielt hatten, erkannt, und nach Verdienst durch das Schwert der Gerechtigkeit für ihre Missethaten bestraft.

20.

Unglück aus Hartherzigkeit.

Ein Müller hatte seine Tochter an einen benachbarten Müller verheurathet. Dieser vernachläßigte seine Mühle, und legte sich nur auf Wohlleben und Faullenzen. Da ward er denn bald mit seinem Vermögen fertig, und es kam endlich so weit,

daß seine Mühle versteigert wurde. Nun verließ er sein Weib, und seine 3 kleinen Kinder, suchte Dienste als Mühlknecht, und fand auch bald einen Dienst, wo er für sich Brod hatte; aber um seine Frau und Kinder bekümmerte er sich gar nicht. —

Das arme Weib war nun ganz verlassen, ohne Obdach, ohne Brod, und irrte im äußersten Elend umher. Endlich suchte sie bei ihrem Vater Zuflucht. Allein dieser hatte, aus Unwillen über den schlechten Schwiegersohn, sein Vaterherz verhärtet, und trieb sie zum Hause hinaus.

Sie hatte noch eine Schwester, die eine halbe Stunde davon zu * * * verheurathet und wohlhabend war. Bei dieser suchte sie nun Hilfe; allein die machte es ebenso, wie der Vater.

Nun gerieth sie in die äußerste Verzweiflung. Von allen Freunden verlassen, wußte sie nicht, wo sie Brod für sich und ihre Kleinen hernehmen sollte. Freilich hätte sie auch noch in der größten Noth auf Gott vertrauen, und andre mitleidige Menschen um Hilfe ansprechen sollen. Allein die große Betrübniß hatte sie ganz betäubt, so, daß sie ihre Vernunft nicht recht gebrauchen konnte, und auf den schrecklichen Gedanken kam, sich und ihre drei Kinder auf einmal durch den Tod von ihrem großen Elende zu befreien. Mit diesem schrecklichen Vorsatz gieng sie weg; Niemand wußte, wohin sie gekommen war.

Nach einigen Tagen wollte Jemand aus einem Ziehbrunnen Wasser schöpfen, und erblickte einen

todten Menschen darin. Er machte Lärm, man zog den Leichnam heraus, und siehe — es war die unglückliche, verlassene Müllerin; ihr jüngstes Kind hielt sie noch an der Brust, und das zweite hatte sie auf den Rücken gebunden.

Wie dieses bekannt ward, sagte der Kuhhirt des Orts, sie wäre noch den Tag vorher mit drei Kindern bei ihm vorbei gegangen, und hätte das älteste an der Hand geführt; aber bald darauf hätte er ein Kind im nächsten Walde stark schreien gehört. Man suchte im Walde, und fand das älteste Kind, dem der Hals abgeschnitten war, mit Laub zugedeckt.

Der liederliche Mann, der harte Vater und die unbarmherzige Schwester bereuten es nun freilich sehr, daß sie das arme Weib so verlassen, und dadurch zur Verzweiflung gebracht hatten. Aber was half es? Das geschehene Unglück ließ sich nicht wieder gut machen.

Möchte diese schaudervolle Geschichte zur Warnung für gefühllose Menschen dienen, die ihren Nebenmenschen in der Noth verschmachten lassen. —

Ein Herz, das seinen Nächsten liebt,
Und seines Glücks sich freuet;
Das in dem Glauben Tugend übt,
Und sich vor Sünden scheuet;
Ein solches Herz, das wird allein
Sich ewig Gottes Güte freu'n. —

Wer dieser Erde Güter hat,
Und sieht den Nächsten leiden,

Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden,
Der übertritt die erste Pflicht,
Und liebet seinen Schöpfer nicht.

21.

Wer ist mein Nächster?

Es war ein äußerst kalter, sehr strenger Winter, da gieng ein armer Greis in den Wald, um etwas Holz zu sammeln. Nachdem er einige dürre Prügel gesammelt, und in einen Bündel gebunden hatte, lud er die Last auf seine Schultern und wollte seinen Weg nach Hause antreten.

Allein er war nur eine kurze Strecke gekommen, da wurde dem kraftlosen Nacken die Bürde zu schwer. Es überfiel ihn ein betäubender Schwindel, er strauchelte, und sank von der Schwere des Holzes gebückt und überwältigt zu Boden, und stieß mit seinem Haupte an einen Stein, so gewaltig, daß alsogleich seine weißen Locken mit Blut gefärbt waren.

Einige Zeit blieb er bewußtlos auf der Erde liegen, bis ihn der Schmerz seiner Wunde zur Besinnung zurückbrachte.

Unfähig sich von seiner Bürde zu befreien, blickte er mit ängstlicher Sorgfalt umher nach Hilfe; endlich gewahrte er einen ansehnlichen Mann zu Pferde auf der Strasse daher kommen. Als der=

selbe nahe genug war, bath er ihn mit flehender Stimme, ihm hilfreich beizustehen.

Ernstlich blickte der stolze Reiter den hilflosen Armen an, und sagte: Ach Freund! ich bedaure dein Unglück; aber ich kann dir nicht aufhelfen, denn ich habe Eile, um bald in die Stadt zu kommen. Dort will ich deinen Unfall melden, und es werden Leute kommen, die dir aufhelfen. Doch damit du siehst, daß ich Mitleid habe, so nimm dieses Geldstück. — Hiemit warf er ihm einen halben Thaler zu, und sprengte im vollen Zügel davon. —

Ach, rief der Arme, indem er mit Thränen im Auge dem Reiter nachblickte, was soll mir dieses Stück Geld, wenn ich hier vor Kälte erstarren, oder an der Wunde verbluten soll, ehe mir Hilfe zu Theil wird.

Nicht lange darauf kam ein Mädchen, welches Milch in die Stadt zum Verkaufe trug. Sie sah den Unglücklichen, und fragte ihn, was ihm fehle. —

Der arme Greis bath sie um Aufhilfe. Das Mädchen trat näher, als wollte sie ihm helfen, doch als sie seine blutige Kleidung erblickte, schien ihr vor seiner Berührung zu eckeln. — Sie tröstete ihn, daß bald Jemand kommen werde, der ihm helfen werde, und schritt in Eile ihren Weg weiter. —

Es kam auch ein Knabe des Weges, der sang, und war frohen Muthes. „Ach! seufzte der Greis,

auch dieser wird vorübergehen ohne mir aufzuhelfen, und ich muß hier verschmachten.“ —

Als der muntere Knabe den hilflosen Alten sah, blieb er mitleidig vor ihm stehen, und ohne des Armen Bitte abzuwarten, half er ihm empor, und verband ihm die blutende Stirne, so gut es der Augenblick gestattete.

Darauf lud er sich selbst den Holzbündel auf den Rücken und geleitete den schwankenden Greis hinab in das Thal, wo seine Hütte stand.

Als sie dort anlangten, sagte der Alte: Guter Knabe! Gott segne dich; denn wahrlich, du hast an mir mehr gethan, als jener Reiche, der mir diesen Thaler schenkte. Nimm nun auch zum Danke dieses Geld an. Aber der brave Knabe schüttelte den Kopf, und weigerte sich das Geschenk anzunehmen. „Es sey ferne von mir, sprach er, daß ich mir einen Liebesdienst bezahlen lasse. Laß den Reichen ihr Geld, an dem sie sich einzig ergötzen. Mir genügt innere Zufriedenheit für eine gute vollbrachte That.“

So sprach der gute Knabe, drückte des Greisen Hand, sagte ihm ein Lebe wohl, und eilte fröhlichen Sinnes seines Weges fort.

22.

Was doch das böse Gewissen thut.

In einer Stadt in Italien waren einige Schuhknechte beisammen im Wirthshause, soffen miteinan-

der, und geriethen endlich in einen heftigen Streit. Im Zorne zieht einer sein Messer heraus, stößt es seinem Kameraden durchs Herz, und läuft darauf mit dem blutigen Messer unbemerkt zur Stadt hinaus. Vor dem Thore unter einem Baume findet er einen andern Kameraden, der auch mitgetrunken hatte, aber von dem Streite weggegangen war, und nun auf der Erde lag, und seinen Rausch ausschlief. Der Mörder nimmt sein blutiges Messer, steckt es dem schlafenden Kameraden in den Gürtel, und eilet davon. —

Indessen entstehet in der Stadt ein großer Lärm wegen der begangenen Mordthat. — Der Körper des Ermordeten wird vor Gericht gebracht, und besichtigt.

Es werden Soldaten ausgeschickt, den Mörder zu suchen. Diese finden vor dem Thore den schlafenden Schuhknecht, welcher das blutige Messer im Gürtel hat. Man hält ihn für den Mörder, und führt ihn ins Gefängniß. —

Den andern Tag, nachdem die Trunkenheit vorüber ist, erfährt er erst, warum er gefangen ist. Er weis von keinem Mord; aber das Messer zeugt wider ihn. Er wird verhört; aber er bekennet nichts. Man bringt ihn endlich auf die Folter, um ihn zum Geständniß zu zwingen. — Er ist sich zwar bewußt, daß er unschuldig ist; weil er aber die Marter nicht aushalten kann, so bekennt er endlich die Mordthat, die er doch nicht begangen hat. Er wird also zum Tode verurtheilt.

Als er zum Richtplatz geführt wurde, folgte eine große Menge Menschen nach, um seine Hinrichtung mit anzusehen. Unter denselben befand sich auch derjenige Schuhknecht, der die Mordthat begangen, und dem Unschuldigen das Messer in den Gürtel gesteckt hatte. Sein Verbrechen war ganz unbekannt; kein Mensch dachte daran, daß er der Mörder wäre. Aber sein böses Gewissen hatte ihn doch immer beängstiget; es hatte ihm immer vorgehalten, daß er nun ein doppelter Mörder werden würde, weil der unschuldige Kamerade auch um seinetwillen sterben müßte; diese Gedanken hatten ihm nirgends Ruhe gelassen. Wie er aber jetzt seinen unglücklichen Kameraden als ein unschuldiges Schlachtopfer hinausführen sah, gerieth er in eine solche Gewissensangst, daß er freiwillig hinzulief, und sich als den Mörder angab. — Er mußte also den verdienten Tod leiden, und der Unschuldige wurde losgelassen. —

23.

Flieh die Sünde wie eine giftige Schlange.

Ein junger Mensch von 15 Jahren verlor seinen Vater, welcher ihn sehr strenge gehalten hatte. Nun hoffte er, mehr Freiheit zu bekommen; allein seine Mutter hielt ihn eben so scharf. — Dieß schien ihm unerträglich, und er faßte den Anschlag davon zu laufen. Er hatte einen Vetter, der drei-

ßig Meilen weit wohnte; zu diesem wollte er sich begeben. Er machte sich auch wirklich auf den Weg. Aber er hatte nur ein paar Gulden in der Tasche, und dieß kleine Reisegeld war gar bald verzehrt. —

Den dritten Abend hatte er keinen Pfenning mehr, auch keinen Bissen Brod; und seine Reise war doch erst halb zurückgelegt. — Jetzt sah er ein, daß er einen thörichten Streich begangen hatte, und gerieth in große Angst und Verlegenheit. —

Er sah ein Dorf, und ein schönes Wirthshaus vor sich; allein was half es ihm? ohne Geld konnte er doch nicht hinein gehen. Unter diesen Gedanken sah er einen Müller an seiner Hausthüre stehen, grüßte ihn, und bekam einen so freundlichen Dank, daß er ein gutes Zutrauen zu ihm faßte. Er gieng zu ihm, stellte ihm seine Umstände vor, und bat um ein Nachtquartier. Der Müller war ein leutseliger Mann; er nahm daher den Knaben willig auf, ließ ihn den Abend mit sich essen, und machte ihm ein Lager von Federbetten hinter dem Ofen auf die Bank. —

Das Getöse der Mühle ließ den fremden Gast nicht viel schlafen. Er lag also unter allerhand Gedanken und Sorgen. Endlich hörte er noch ein kleines Geräusch nahe bei sich. Er war allein im Zimmer, und stand also auf, um zu sehen, woher dieß Geräusch käme. Der Mond schien helle, und er sah eine Sackuhr, die an einem Schränkchen hieng.

Jetzt fiel ihm sogleich ein, daß er sich aus seiner Verlegenheit helfen, und hinlängliches Reisegeld bekommen könnte, wenn er die Uhr nähme, sich damit bei der Nacht fortmachte, und dieselbe dann unterwegs verkaufte.

Es schien ihm auch ganz leicht diesen Anschlag auszuführen. Denn das Fenster des Zimmers, worin er war, gieng in den Garten, und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben. Er konnte also leicht entfliehen.

Allein sein Gewissen machte dagegen richtige Einwendungen. Er hatte zwar vorher bisweilen Kleinigkeiten entwendet, aber doch noch keine Sache von so großem Werthe. Sein Gewissen empörte sich also sehr heftig gegen diesen Diebstahl, zumal da der Müller ihn so liebreich aufgenommen, so gütig bewirthet, und ihm das ganze Zimmer mit allem, was darin war, anvertraut hatte.

Es war also kein bloßer Diebstahl, wozu die böse Begierde ihn versuchte, sondern auch ein schändlicher Undank gegen seinen Wohlthäter.

Sein Gewissen und seine böse Begierde waren jetzt gleichsam im heftigen Kampf gegen einander. Bald hatte dieß, bald jenes, die Oberhand. Wohl zwanzigmal streckte er die Hand nach der Uhr aus, und zwanzigmal zog er sie auch wieder zurück. Doch endlich überwand er seine böse Begierde glücklich. Er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Aber er merkte auch, daß seine böse Begierde ihm

die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, und beschloß deßwegen, eiligst von dannen zu fliehen.

Diesen löblichen Vorsatz führte er auch sogleich aus. Geschwind zog er seine Kleider an, öffnete das Fenster, sprang hinaus in den Garten, und von da über die Mauer; und jetzt befand er sich auf der Landstrasse. So schnell entflieht kein Dieb nach vollbrachtem Raube, als dieser Jüngling floh, um kein Dieb zu werden. So bald er auf der Strasse war, lief er so geschwind er konnte fort.

Doch kaum war er ein paar hundert Schritte weit gelaufen, so erwachte seine böse Begierde wieder. Er ärgerte sich, daß er die Uhr nicht mitgenommen hatte, weil er so glücklich herausgekommen war. Er stand still, und wünschte sich wieder in des Müllers Stube. Ja, er war schon im Begriff, wieder umzukehren, wieder über die Mauer und zum Fenster hineinzusteigen, und die Uhr zu holen. Doch jetzt fingen die Hunde im Dorfe an zu bellen, und er hielt es daher für allzu gefährlich. Endlich schien es ihm am rathsamsten, weiter zu fliehen, welches er denn auch that. Er lief etliche Stunden gerade auf der Strasse fort. —

Nun gieng der Mond unter, der Himmel wurde mit Wolken bedeckt, es wurde ganz finster, und er kam von der Strasse ab. Er irrte nun ohne Weg und Steg, durch Berg und Thal, und ward bald so müde, daß er beschloß sich niederzusetzen, und den Morgen abzuwarten. Jetzt kam er auf einen Hügel, stolperte über Steine, und hier legte

er sich nieder. Er bereuete es nochmals, daß er die Uhr nicht genommen, und endlich schlief er vor Müdigkeit ein. —

So lag er ohngefähr 3 Stunden. Indessen ward es Morgen; die Sonne gieng auf, und ihre Strahlen weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, und sah mit Schrecken und Entsetzen, daß er gerade unter dem Galgen lag. Ein frisch Gehängter schwebte über ihm. Die Steine, worüber er die Nacht gestolpert war, waren Menschenknochen. Erschrocken sprang er auf, und bebte am ganzen Leibe. Jetzt fiel ihm ein, wie nahe er diese Nacht daran gewesen, einen Diebstahl zu begehen. Er bedachte, daß dieser Gehängte vermuthlich eines Diebstahls wegen an den Galgen gekommen, und daß ihm dieses auch gar leicht hätte wiederfahren können. — Drei oder vier Minuten stand er da in diesen Gedanken; dann fiel er plötzlich auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihm Kraft gegeben, die Versuchung zu überwinden. Zugleich gelobte er heilig, und schwur, nie wieder einen Diebstahl zu begehen, weil ihn Gott jetzt so nachdrücklich vor diesem Laster gewarnt hatte. Und er hielt auch sein Versprechen. —

Erzittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die nächsten Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

24.

Traurige Folgen verwahrloster Erziehung.

In einem kleinen Städtchen lebte ein sehr verständiger und rechtschaffener Bürger, der sein Handwerk wohl verstand, und mit Glück auch trieb. Er hatte einen einzigen Sohn, Franz mit Namen, einen sehr lebhaften muntern Knaben, den er sich zur Stütze einst auferziehen wollte.

Der gute Vater gab sich auch alle Mühe, die Bildung seines Sohnes mit allem Ernste zu betreiben; allein er fand einen mächtigen Widerstand an der allzuzärtlichen Mutter, welche von dem Ernste des Vaters nichts wissen wollte.

Sie konnte es nicht über das Herz bringen, dem lieben Kinde etwas abzuschlagen. Sie übersah gleich anfangs vieles an der Erziehung ihres Söhnchens, so, daß sie seine Unarten in der Folge nicht mehr zu bändigen wußte.

Der Vater mußte sein Brod ausser dem Hause verdienen, und kam oft nur des Sonntags nach Hause. — Er bemerkte mit Schmerzen die Unarten seines Kindes, und ermahnte die Mutter oft, mehr Ernst gegen den Knaben zu gebrauchen; allein sie war aus mütterlicher Zärtlichkeit so verblendet, daß sie die größten Fehler des Kindes nicht bemerkte, oder ungestraft hingehen ließ.

So strenge der Vater auch war, so meinte er

es doch gut mit seinem Sohne, und dieser hatte auch eine recht kindliche Ehrfurcht gegen ihn.

Es war nur sehr zu bedauern, daß der vortreffliche Vater nicht långer lebte, um seinen Sohn gut zu erziehen. — Er ließ zwar denselben an das Sterbebette kommen, und gab ihm noch folgende Ermahnung:

„Mein lieber Franz!" sagte er mit schwacher, sterbender Stimme. „Es ist nun an dem, daß „ich von dir scheiden muß. — Fürchte Gott, und „thue nie etwas Böses! Gedenke stets daran, daß „Gott dich überall sieht, und daß er das Böse nie „ungestraft läßt. Liebe Gott über alles. — Hal„te seine Gebothe, bethe täglich zu ihm, und ver„traue auf ihn. Er wird dein Vater seyn, weil „du mich, deinen zeitlichen Vater, so bald ver„lierst! — Dieses Erdenleben, wie du siehst, mein „Sohn, ist kurz; so wie ich jetzt sterbe, so mußt du „auch einmal sterben. Alles Irdische verlassen wir; „nur das Gute, das wir gethan haben, folgt uns „in jene Welt. — Dieses ist der einzige wahre „Reichthum. — Aber, Franz, denke oft daran, „das Böse wird uns auch dahin folgen, und uns „ewig peinigen. Darum sey fromm, gut und „rechtschaffen, lebe immer so, daß wir uns in je„ner Welt wieder sehen mögen." —

Bald nach diesen Worten schied er auf ewig von den Seinen. — Die trostlose Mutter und der bedauernswerthe Knabe weinten wohl bei dem erblaßten Leichname, und am Grabe des wohlmei-

nenden Vaters oft schmerzliche Thränen. — Allein bald waren die schönen Lehren des Vaters vergessen, und Franz wurde zum Theil froh, nicht mehr unter so strenger Aufsicht zu stehen, und sein eigner Herr und Meister zu seyn. Denn seiner Mutter wußte er zu schmeicheln, daß sie alle seine Lügen glaubte, und alles nach seinem Willen that.

Die Mutter steckte ihrem Söhnlein auch oft allerley Näschereien zu, und lehrte ihn dadurch Naschen. Franz fing auch an, seiner Mutter heimlich Geld und andere Dinge vom Werthe zu entwenden.

Ungeachtet der gutmeinenden Lehren des verstorbenen Vaters, gestattete die Mutter dem muthwilligen Knaben immer herum zu laufen, wie und wohin er nur wollte. — Er hielt sich nur immer zu den schlechtesten Kameraden, kroch mit ihnen in allen Winkeln herum, und ward durchaus verdorben.

So frisch und blühend er früher ausgesehen hatte, so bekam er nach und nach ein sehr widriges, blaßgelbes Aussehen. Jedermann sah merklich, wie Franz allmählig ein grundliederlicher, vernachläßigter Knabe wurde.

Schon ziemlich verwahrloset, wurde er erst in seinem zehnten Jahre zur Schule geschickt. Die Schulerziehung hätte ihn auch wirklich noch bessern können, wenn nicht die häusliche Verziehung das wieder an ihm niedergerissen hätte, was jene aufrichtete. Der Bube sah sich von der allzuzärtlichen

Mutter in seinem Eigensinne und in seiner Zügellosigkeit unterstützt, und that, was ihm beliebte. Er kam zur Schule und Kirche, wenn es ihn freute. Er schwärmte nach Wohlgefallen in verdächtigen Häusern herum, wo er weder was Gutes sah, noch hörte.

An Arbeiten war gar nicht zu denken. In der Schule merkte er, wenn er gerade nichts bessers zu thun wußte, kaum einige Augenblicke auf. Zu Hause rührte er kein Buch und keine Feder an. Mit Tändeleien, Näschereien, Ausbrüchen des Muthwillens aller Art, brachte er seine ganze Tageszeit zu.

Wenn ihn der Lehrer erinnerte und warnte, achtete er nicht auf seine Ermahnungen: und strengern Maßregeln widersetzte sich die Mutter.

Er war der Schule abgeneigt, und verließ sie ohne die geringste Wirkung einer Besserung nach einiger Zeit. —

Im Alter bereits vorgerückt verließ Franz die Schule, um ein Handwerk zu lernen; aber kein Meister wollte ihn in die Lehre nehmen, weil man ihn bereits als einen jungen Taugenichts kannte. Jeder scheute sich vor ihm; denn aus einem übel erzogenen Knaben kann nichts Gutes werden, hieß es.

Die Mutter sah es wohl selbst ein, daß sie allzunachsichtig gegen den Knaben gewesen sey. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte, und weinte oft heiße Thränen. Endlich erbarmte sich ein ehrlicher rechtschaffener Schreinermeister der be-

drängten Mutter, der ihren Mann sehr gut kannte, und nahm den ungezogenen Franz zum Lehrjungen an. Der wackere Meister sparte keine Mühe, die vernachläßigte Erziehung nachzuholen, und ihm das Handwerk aus dem Grunde zu lehren. Allein so redlich und gut es der brave Mann auch mit ihm meinte, so blieb Franz gegen ihn doch immer verstellt und heimtückisch. — Da Franz in seinem Leben von seiner Mutter nie mit Ernst zu einem Geschäfte angehalten wurde, so wollte ihm das schwere Arbeiten gar nicht gefallen; denn er war äußerst träg und faul. —

Es kam den verwöhnten Knaben sehr hart an, mit dem Essen von einer Mahlzeit zur andern zu warten, und da er nicht Geld genug hatte, sich Naschwerk zu kaufen, so sann er nur auf List, irgendwo Geld oder Geldeswerth zu entwenden. Seine bösen Begierden, die er nie bezähmen gelernt hatte, nahmen gränzenlos überhand, und in einer Zeit von wenigen Jahren stand er als Verbrecher vollendet da. —

Eines Tages, da der Meister und seine Frau nicht zu Hause waren, versuchte er seine Kunst die Schlösser zu erbrechen, und stahl aus einem Kasten einige Thaler.

Als diese Gewaltthat des andern Tages entdeckt wurde, lief Franz davon, um der strafenden Gerechtigkeit zu entkommen.

Seine Mutter wurde durch die Nachricht von ihrem diebischen Sohne ganz betrübt, und sah nun

selbst ein, daß sie sich hätte vielen Jammer ersparen können, wenn sie ihn besser erzogen hätte. —

Allein die Flucht rettete den jungen Bösewicht nicht. Was half es ihm, daß er auf einige Zeit den Nachstellungen der Obrigkeit entrann, dem Auge Gottes, das auch ins Verborgne sieht, konnte er nicht entrinnen.

Franz flüchtete sich in einen benachbarten Wald, welcher sehr groß, dicht verwachsen und ganz unwegsam war. In diesem verirrte er sich so sehr, daß er keinen Ausweg mehr fand.

Gegen Abend umzog sich der Himmel mit düstern Wolken, und es brach ein fürchterliches Gewitter aus. Blitze folgten auf Blitze, und der mächtige Donner hallte fürchterlich durch den Wald. Der saussende Sturmwind schüttelte den anhaltenden Regen in verdoppelten Güssen von den Bäumen auf ihn herab. — Der Hunger quälte ihn heftig, und er zitterte vor Frost. Die Nacht brach bereits an, und es wurde im Walde immer finsterer. Sein böses Gewissen erwachte, und er bereuete seine böse That, und wünschte selbe nicht gethan zu haben.

Er fürchtete sich sehr, und glaubte bald hier bald dort eine ihn verfolgende Stimme zu hören. —

Franz, der von Jugend auf verzärtelt war, und so etwas nie erlebte, wimmerte und weinte wie ein Kind.

Endlich kam ein Mann auf ihn zu, der einen

großen Schnurrbart, auf seinem Rücken eine Flinte, und in seiner Hand einen tüchtigen Stock führte. — „Ha, junger Schelm! rief der Mann, bist du da?“ —

„Du kommst mir eben recht,“ fuhr er fort, indem er seine Keule über den Kopf des Jungen schwang, „an dir will ich heute noch ein gutes „Trinkgeld verdienen. Du hast saubere Streiche „gemacht, ich habe alles gehört. Die ganze Stadt „spricht von dir. Du bist mir ein lockerer Geselle. „— Doch, was eine Nessel wird, brennt bald. — „Warte nur, du wirst deinen Lohn bald erhalten, „die Gendarmen suchen dich an allen Orten. — Ich „will dich ihren Händen überliefern.“

Franz fiel bei diesen Worten zitternd und bebend dem Manne zu Füssen, und bat mit aufgehobenen Händen, daß er dieses nicht thun möchte. —

„Ich darf dich nicht mehr los lassen,“ rief der Mann, — „denn ich habe den Auftrag dich „aufzusuchen, und den Händen der Gerechtigkeit „zu überliefern, die dir auf die Spur gekommen „ist, denn ich bin ein Diener der verwaltenden Ju„stiz.“

Franz wurde nun durch den Gerichtsdiener in das Gerichtshaus geführt, und die ganze Nacht hindurch bewacht.

Am andern Morgen kam der Amtmann mit seinem Aktuar. Der Gerichtsdiener, welcher eine Kette trug, begleitete sie.

Hierauf wurde Franz als ein Dieb und Ausreisser geschlossen. Er geberdete sich in seinen Ketten gar jämmerlich, und bat unter vielen Thränen, daß man ihm nichts am Leben thun möge. Er wolle gerne bekennen.

Nachdem ein strenges Verhör über ihn erfolgte, und er eines gewaltsamen Diebstahls schuldig befunden war, ward Franz auf mehrere Jahre zum Strafarbeitshause verurtheilt, wo er nun für die Folgen früher verwahrloster Erziehung schwer büssen muß. —

Inhalt.

		Seite
1.	Gute Kinder sind der Aeltern Trost und Freude. (Mit 1 Kupfer.)	5
2.	Der arme Banernjunge Anton Amerl.	8
3.	Der edle Sohn.	17
4.	Ehrlich währt am Längsten.	20
5.	Verbrechen aus Noth.	25
6.	Das Gespenst.	31
7.	Anton Bleßgott, der dankbare Pflegesohn.	36
8.	Die unkluge Wanderschaft.	43
9.	Der entartete Jüngling.	50
10.	Unglückliche Folgen des Aberglaubens. (Eine wahre Geschichte.)	54
11.	Der Wohlthäter im Stillen.	57
12.	Das herzhafte Mädchen.	60
13.	Der strenge Vater eines unbarmherzigen Sohnes.	63
14.	Die wunderbare Rettung.	68
15.	Die seltene Freundschaft.	72
16.	Der lange Sack.	75
17.	Der weise Richterspruch.	85
18.	Das erwachte Gewissen.	87
19.	Der Schein trügt.	89
20.	Unglück aus Hartherzigkeit.	93
21.	Wer ist mein Nächster?	95
22.	Was doch das böse Gewissen thut.	98
23.	Flieh die Sünde, wie eine giftige Schlange.	100
24.	Traurige Folgen verwahrloster Erziehung.	105

Im Verlage der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung zu Landshut sind theils erschienen, theils erscheinen noch im Laufe 1832 folgende empfehlungswerthe Schriften:

Ackermann, G., kurze Frühpredigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. 2 Bde. 8. 1827. 3 fl. od. 2 Thlr.

— — Volkspredigten und Homilien auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahrs. 2 Bde. 2te verbesserte und vermehrte, einzig rechtmäßige Original-Auflage. 8. 1831. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr. 4 gr.

— — Volkspredigten und Homilien auf alle Festtage, sie mögen noch gebothen oder auf die Sonntage verlegt sein, zum Gebrauche für katholische Gemeinden. (Aus Vorstehendem besonders abgedruckt.) 2te Original-Auflage. 8. 1831. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 18 gr.

— — kurze Volkspredigten über sinnliche Lust und sinnliche Abtödtung auf die Fastnacht- u. Fastenzeit. 8. 1825. 36 kr. od. 8 gr.

Alte, der, von den Bergen. Eine Erzählung für Kinder. Neue Aufl. gr. 12. 9 kr. od. 3 gr.

Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit. gr. 12. 1831. In saubern Umschlag broch. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Blumen und Blüthen heil. Andacht u. Frömmigkeit f. katholische Geistliche zur eigenen u. zur Erbauung des Volks. 1s Bdchen. A. u. d. Titel: Fenelon, Erzbischof, von der wahren und ächten Frömmigkeit u. von dem Gebethe. Zwei geistliche Betrachtungen. Zum ersten Male aus dem Franz. übers. und mit einer Lebensgeschichte des Verfassers begleitet von dem Herausgeber: „Lombez über den innern Frieden." gr. 12. 1832.

Engelbrecht, A., Aufsätze pädagogischen Inhalts. Ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung. Mit Titelkupf. und 1 Musikbeilage. 8. 1821. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Fabeln für unsere Zeiten u. Sitten. 2 Bdchen. 8. 1831. geh. 1 fl. od. 16 gr.

Geschichte der Kreuzzüge, bearbeitet für die Jugend und Jugendfreunde von dem Verfasser des Jugendspiegels. gr. 12. 1832.

Glashauser, A., Rupert von Guteneck, oder der wah-

re Edelmann. Ein Familiengemälde für Alle, vorzüglich für die liebe Jugend neu dargestellt. gr. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

Husarenkind, das, oder: Gott hilft jeder Zeit den Seinigen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend u. Jugendfreunde. gr. 12. 1832.

Jais, P. A., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder, und wohl auch für Erwachsene. 2 Bdchen. 12. 10 kr. od. 3 gr. geb. 14 kr. od. 5 gr.

Jesus Christus, der wahre Gott und Mensch im hochheiligen Altarssakramente. Ein Gebet- und Andachtsbuch für Katholiken, welche ihrem Glauben getreu Gott im allerheiligsten Altarsgeheimnisse anbeten und bei ihm in allen ihren Anliegen Trost und Hilfe suchen. Von dem Verfasser der Gebet- u. Andachtsbücher: Schritte zur vollkommenen Liebe Gottes rc. Herr bleib bei uns rc. Mit 1 schönen Titelkupfer. gr. 12. 1832. Druck- und Velinpapier.

Jugendspiegel. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Von dem Verfasser der rührenden u. lehrreichen Erzählungen für die Jugend. Mit 1 Kupf. 8. 1827. 15 kr. od. 4 gr. gebunden 18 kr. od. 6 gr.

Mauerer, W., Briefe für Kinder. Nebst einigen Anreden bei öffentlichen Schulprüfungen. 3te verm. Aufl. gr. 12. 1824. 12 kr. od. 3 gr.

— — kleine, lehrreiche Erzählungen und Lehrsätze nebst einigen Gleichnissen und Denksprüchen aus dem Munde Jesu. Ein Geschenk für Kinder. 8. 1820. 8 kr. od. 2 gr.

— — Lesebuch für Anfänger im Lesen. 1—3te Abtheilung. 2te verb. Aufl. 12. 1824—30. 8 kr. od. 2 gr.

— — Lesebuch für geübtere Leseschüler. 8. 1818. 15 kr. oder 4 gr.

— — Tabelle zur Kenntniß der Buchstaben. 8. Das Dutzend auf Pappe gezogen. 24 kr. od. 6 gr.

Nelk, Th., das Vergißmeinnicht. Eine neue Erzählung für die reifere Jugend. Mit 1 Titelk. 12. 1832. 15 kr. od. 4 gr.

— — der Hut. Eine neue Erzählung f. Alle, besond. f. d. reifere Jugend. Mit 1 Titelk. 12. 1831. 15 kr. od. 4 gr.

Noch ein Mal! Zwei ganz neue lehrreiche Erzählungen für die liebe Jugend von bekannten Jugendfreunden. (Enthält: Lohn der Tugend, vom Verfasser des Jugendspiegels. Die letzte Erzählung. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

Ried, J., der Schiffbruch, oder: Gott ist der Rächer aller Rache. Eine Erzählung zur Warnung und Belehrung, zunächst für Eltern und die reifere Jugend. 12. 1832.

Riedhofer, K. A., bethe und arbeite! oder, das tägliche Geschäft eines guten Christen. Mit einer Nachlese von Denksprüchen über Gebeth und Arbeit. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 2te Aufl. vermehrt mit Beispielen aus dem Leben der Heiligen. 12. 1832. 10 kr. od. 3 gr.

— — Gott in seinen Fügungen und Erbarmungen wunderbar. Eine Geschichte zur Erbauung für Kleine und Große — Junge und Alte. 2te verm. u. verb. Aufl. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

— — die einträglichste Lotterie, in welcher jede Einlage Gewinn ist; dargestellt in einer Geschichte mit lehrreichen Beispielen aus dem Leben der Heiligen Gottes. Ein Lesebüchlein für Jedermann zur Erbauung 12. 1831. 12 kr. od. 3 gr.

— — wähle gut, so hast du's gut! oder die glücklichen Eheleute. Eine Familiengeschichte zur Belehrung und Erbauung geschrieben und allen guten Menschen erzählt. 12. 1831. 12 kr. od. 3 gr.

— — Ehrenbund der Jünglinge u. Jungfrauen in Kirschenthal. Eine Erzählung zur Belehrung über den hohen Werth der keuschen Jünglingschaft und der jungfräulichen Ehre; nebst Anweisungen, diese aufrecht und unversehrt zu erhalten. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

— — kleine Hauslegende oder Beispiele aus dem Leben der Heiligen mit sittlichen Anwendungen zur Stärkung und Bekräftigung im christkatholischen Glauben, besonders für die Jugend. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 8. 1832.

— — unrecht Gut thut nicht gut, oder: Was der Segen Gottes in das Haus bringt. Eine lehrreiche Erzählung mit einem Vor- und Nachworte zur Beherzigung des siebenten göttlichen Gebothes. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 12. 1832.

Schneid, J. N., die Osterkommunion der Erwachsenen und die erste Kommunion der Kinder in Gebeten und Vorträgen, nebst Anweisung diese heil. Handlung recht begehen zu können. Ein Denkblatt für kathol. Pfarrgemeinden und fromme Kinder, die zum ersten Male zu Gottes Tisch gehen. Mit 1 Kupfer. 8. 1832. 10 kr. od. 3 gr. sauber geb. 15 kr. od. 4½ gr.

— — die arme Hirtenfamilie. Eine lehrreiche Geschichte allen Eltern, Kindern und Dienstboten erzählt. 12. 1832.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauerer, Wolfgang,

Blüthenkränze, gewunden in einer Reihe merkwürdiger und lehrreicher Erzä hlungen zur Belehrung und Besserung für die liebe Jugend Mit einem Titelkupfer

Landshut 1832

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.1023-b#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723712-4